



LEBENSWEGE VON AUSWANDERERN

Interdisziplinäres Studienprojekt Migration



Studium Professionale WS 2009/10

Career Service und Historisches Seminar
Eberhard-Karls-Universität Tübingen

INHALT

Editorial	
Auf den Spuren von Mathilde, Onkel George und Oma Gräber	3
Einen Ort schaffen für den Raum dazwischen	5
<i>Vorwort</i>	
Lebenswanderungen rund um den Erdball	7
<i>Wir über uns</i>	
Bei Nacht und Nebel über Grenzen	
Ingeburg Pohles Weg	
<i>Lebenswege</i>	14
„Wir wären gerne dort geblieben“	
Heimatvertriebene aus dem Ungarn der Nachkriegszeit erinnern sich	
<i>Lebenswege</i>	16
Geschichte der Donauschwaben in Ungarn	
Auswanderung Richtung Osten	
<i>Hintergrund</i>	20
Gut einen Fuß in zwei Kulturkreisen zu haben	
Robert Szabo ist Ostdeutscher, Donauschwaben und lebt in Esslingen	
<i>Lebenswege</i>	21
Nach Deutschland der Liebe wegen	
Ella Syndikus: Unterschiede und Gemeinsames in einer deutsch-russischen Ehe	
<i>Lebenswege</i>	22
Wenn die Heimat für immer verschwindet	
Charlotte Gräber – Eine Flucht aus Schlesien in den Wirren des Krieges	
<i>Lebenswege</i>	24
Jüdisches Kind, französisches Kind	
Danielle Lechapt: Die Geschichte eines Einwandererkindes während der Shoah	
<i>Interview</i>	28
Tel Aviv, Berlin, Paris – und zurück?	
Idan Segev sagt: „Woanders zu leben bedeutet, kritisch zu bleiben“.	
<i>Lebenswege</i>	35
Auswanderer wider Willen	
Auszüge aus Joseph Roths Roman „Hiob“	
<i>Literarisches</i>	37

„Kismanitz oder so“ – Auf der Suche nach amerikanischen Gräbern Jan Gräber beschreibt den Weg zur eigenen Migrationsgeschichte <i>Rechercheanleitung</i>	39
Die Geschichte von Onkel George Auf den Spuren eines Familienmythos <i>Lebenswege</i>	42
Die eigene Uroma in Amerika entdeckt Wenn die Familiengeschichte Überraschungen birgt <i>Lebenswege</i>	46
Mit Leib und Seele Dozent Auswandern nach Südamerika im 19. Jahrhundert: Eugen von Boeck <i>Lebenswege</i>	51
Добрый день, Grüß Gott, Buon giorno, Buenas Dias und Goodbye Aaron Daniel Tilton und das babylonische Sprachgewirr <i>Lebenswege</i>	55
Charles Bannwarth, ein Schmied aus Schwaben in New Jersey Auf den Spuren der Auswanderer des 19. Jahrhunderts nach Amerika <i>Lebenswege</i>	57
Grand Junction West – Auf dem Weg nach Westen Die Heinens, oder: Der Arbeit wegen nach Colorado Springs <i>Lebenswege</i>	59
Reutlingen - eine Stadt bekennt sich zu ihrer Migrationsgeschichte Container auf dem Marktplatz als Sammelort für Geschichten <i>Ausstellung</i>	61
Eine Lampe aus dem Material der Heimat Auszüge aus dem Interview mit Claudia Eisenrieder, Reutlingen <i>Interview</i>	63
Links und Literatur	65
Impressum	66
Zum guten Schluss <i>Bilderseite</i>	67

EDITORIAL

Eine neue Uroma, ein Seminarbaby und viele spannende Geschichten:

Auf den Spuren von Mathilde, Onkel George und Oma Gräber

Vieles ist geschehen in diesem Kurs „Lebenswege von Auswanderern“ im Wintersemester 2009-2010. Schönes, Alltägliches, Trauriges und Außergewöhnliches. Das Besondere: Ein Kind wurde geboren. Unser „Seminarbaby“ Theodor Bellon hat energisch beschlossen, sich die persönliche Teilnahme am letzten Seminartag im Februar nicht nehmen zu lassen. Auch wenn er die spannenden Lebensgeschichten, die da zusammengetragen und vorgestellt wurden, dann doch eher verschlief. Als er im Januar 2010 geboren wurde, hatte auch der jüngste unserer Teilnehmer schon einen ordentlichen „Migrationshintergrund“ aufzuweisen. Immerhin hatte er im Bauch seiner Mutter Jacqueline Bellon schon zweimal den Atlantik überquert.

Etwa zur selben Zeit als Theodor das Licht der Welt erblickte, starb Theresia Skribanek. Sie war mit 97 Jahren eine der ältesten Interviewpartnerinnen für die hier vorgestellten Biografien. Viele der Fragen, die ihre Urenkelin Martina Kütterer noch an sie gehabt hätte, müssen nun ohne Antwort bleiben. Vieles ist im Beitrag der Studentin für diese Seminarzeitung aber auch festgehalten: Erinnerungen der alten Dame an die Heimat in Ungarn ebenso wie an deren Verlust nach dem Zweiten Weltkrieg und die Flucht nach Deutschland, wo Jahrhunderte zuvor die Vorfahren ihre Lebenswanderung nach Osten und Südosten begonnen hatten.

Wir Menschen wandern, seit es uns gibt. Immer in der Hoffnung, irgendwo gut anzukommen, Neues zu entdecken, Besseres zu finden. Immer lassen wir dabei aber auch Menschen zurück, werfen einen letzten Blick auf Vertrautes, das wir vielleicht so nie wieder sehen. Karl Stupka hat seine

leibliche Mutter Mathilde Kripner nie bewusst gekannt. Er war zwei Jahre alt, als Mathilde ihn 1922 bei seinem Vater Eduard Stupka zurückließ und nach Amerika auswanderte. Für Bettina Melzner war die „Entdeckung“ der eigenen Urgroßmutter in Amerika zu Beginn des Seminars ein überwältigendes Erlebnis. Sie hatte den Namen in Familienforschungsdatenbanken im Internet entdeckt. Davon, dass ihr Großvater von seiner Stiefmutter aufgezogen worden war, wusste die Studentin nichts. Familienwissen also, das schon bald verlorengegangen wäre.

Was sich dann noch ereignen sollte, damit hatte wir alle nicht gerechnet. Manchmal gibt es Fügungen, die jedes mühsam erarbeitete Suchergebnis in Datenbanken plötzlich und unerwartet „lebendig“ werden lassen. Nach Ende des Seminars, im März 2010, entdeckte ich über die Internet-Datenbanken von ancestry.com den dort neu angelegten Familienstammbaum einer US-Amerikanerin. Zu den darin aufgelisteten Vorfahren der US-Bürgerin Tricia gehörte auch Mathilde Kripner.

Der Abgleich von Familiendaten wie Geburtsdatum, Geburtsort und den Namen von Mathildes zweitem, in USA 1925 geborenem Sohn Raymond, ließ keinen Zweifel zu: Wie Bettina Melzner, Enkelin von Mathildes in Deutschland aufgewachsenen Sohn Karl ist auch Tricia Taylor in Tacoma im US-Staat Washington eine Urenkelin von Mathilde Kripner. Der Tag, an dem Tricia Taylor meine über ancestry an sie gesandte Anfrage zum ersten Mal beantwortete, wurde damit für Bettina Melzner und ihre Familie in Deutschland in doppelter Hinsicht zu einem erinnerswerten Tag: Am 23. März jährte sich der Todestag von Karl, Mathildes erstem Sohn.



Mathilde Kripner, 1925 in USA. Dieses von Tricia Taylor aus den USA geschickte Foto ist das erste, das Mathildes Urenkelin Bettina Melzner von Ihrer Uroma je sah. Foto: privat

Viele andere, nicht minder spannende und lesenswerte Geschichten warten auf die Leser dieser Seminarzeitung. Alle lohnen das Sich-Einlesen, nicht alle können und sollen hier vorweggenommen werden. Eine davon verdanken wir Dr. Wolfhart-Dietrich Schmidt aus Reutlingen, der uns unter anderem von seinem ungewöhnlichen Zusammentreffen mit einer Bolivianerin im landeskirchlichen Archiv in Stuttgart erzählte. Beide stellten fest, dass sie auf der Suche nach denselben Vorfahren waren.

Die Bandbreite, die die Studierenden in diesem Kurs erarbeitet haben, ist groß. Sie reicht von dem Bericht über einen Geschichtscontainer, in den Reutlinger Bürger 2009 ihre Erinnerungen an die eigene „Gastarbeiter“-Geschichte trugen, bis

zu den Schilderungen von Jan Gräber, der die Flucht seiner Großmutter Charlotte von Schlesien in den Südwesten Deutschlands beschreibt; von Alexandra Pechas Suche nach „Onkel George“ in USA, den sie nie kennengelernt hatte, bis zu der tief bewegenden, von Dorothee Riese festgehaltenen Erzählung von Danielle Lechapt, deren Eltern sie als Kind vor dem grausamen Zugriff der Nationalsozialisten bei einer wildfremden Französin in einem kleinen Dorf zu schützen versuchten.

Jede der hier dokumentierten Lebensgeschichten wirft ein ganz eigenes Licht auf die Frage, wie wir mit Wanderungen – ob freiwillig oder unter Zwang unternommen – umgehen. Wie sie uns verändern, welche Bedeutung für die Gehenden „Heimat“ hat und ob und wie die Dagebliebenen mit dem Verlust der Nähe eines Angehörigen umgehen.

Alle Zeichen sprechen dafür, dass, wenn diese Seminarzeitung gedruckt ist, ihre Nachfahren wieder, so wie Mathilde Kripner vor fast 90 Jahren, über den Atlantik reisen werden. Ob für Urlaub, Verwandtenbesuch oder um sich irgendwo anders auf der Welt für länger niederzulassen: Ich bin sicher, dass der Blick der Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieses Seminars auf Begriffe wie Migration und Integration ein anderer sein wird. Aus- oder Einwandern? Eine Frage der Perspektive – und ein Gefühl.

Liane von Droste

Zum Titelbild dieser Seminarzeitung

Das Bild ist eine der wenigen Erinnerungen der Französin Danielle Lechapt an Freunde und Verwandte ihrer Eltern Keile Storch und Joseph Süßner. Die polnischen Juden waren 1933 nach Paris geflüchtet. Ein großer Teil der hier abgebildeten Menschen wurde in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten ermordet.

VORWORT

Gedanken zu unserer Arbeit im Lebenswege-Seminar

Einen Ort schaffen für den Raum dazwischen

Bilder verdichten Erinnerungen. Ich habe im Fotoarchiv einer Holocaustgedenkstätte gearbeitet. Jeden Dienstag kamen Menschen, deren Angehörige während der Shoah ermordet wurden, und brachten die letzten Bilder, die ihnen geblieben waren. Eine Frau erzählte, dass sie nur noch eines von ihrer Familie hatte: Die Ecke von einem Foto, das halb abgerissene Gesicht ihrer Mutter. Ein anderer Herr zeigte mir Propagandafotos, die er als gefangenes Kind in einem französischen Lager bei der Verwaltung gefunden und mitgenommen hatte. Das eine: Frauen, die bei der Essensausgabe stehen. Eine Frau ist seine Mutter. Das letzte Bild von ihr. Welch ein Glück.

Das Bild, das auf dem Titel unsere Seminarzeitschrift einführt, ist eines der Familienfotos vom Dienstag. In ihm treffen sich Geschichten. Geschichten von Auswanderern, Geschichten von Einwanderinnen. Wir vermuten, dass zwei Frauen in das Bild montiert wurden. Die zersplitterte Familie zusammenführen, wenigstens in einem Foto. Das Foto wurde in den 1920er Jahren in Galizien, damals Polen, gemacht. Heute ist es in Frankreich. Denn die Geschwister und Freunde, die das Foto zeigt, sind Anfang der 30er Jahre nach Frankreich ausgewandert. Sie waren Jüdinnen und Juden. Viele von ihnen wurden während des Zweiten Weltkriegs verhaftet, nach Auschwitz deportiert und ermordet.

Bilder verdichten Erinnerungen. Auswandererinnen und Auswanderer nehmen sie mit in ihr Gepäck. Und tragen sie mit sich, solange sie können. Vielleicht schaffen die Bilder den Anschein von Kontinuität. In ihnen sind Familie und Freunde gegenwärtig, vertraute Menschen an vertrauten Orten, in vertrauten Zeiten.

Aber was bedeutet es eigentlich, zu wandern, auszuwandern, einzuwandern? Dies ist die Frage, der wir in unserem Seminar „Lebenswege von Auswanderern“ nachgingen. Wir gingen der Frage nach, indem wir Migrationsgeschichten aus der eigenen Familie wiederentdeckten, Fotos und Dokumente aufstöberten, Freundinnen und Freunde nach ihren Erfahrungen mit dem Wandern fragten und ihre Geschichten aufschrieben. Aufgeschriebene Geschichten als Bilder von Menschen, die die Wanderungserfahrung teilen.

Wir trafen uns an mehreren Wochenenden im Wintersemester 2009-2010. Wir wussten: Das Wandern ist wichtig. Wir erfuhren: Das Wandern ist Teil unserer Identitäten.

Das zeigen die Berichte in dieser Seminardokumentation über Angehörige, die in die USA ausgewandert sind, über Donauschwaben, deren Vorfahren einst aus Deutschland ausgewandert und die nun wieder zurückgewandert sind. Oder unsere eigenen Geschichten, die unserer Eltern und Vorfahren, die aus Polen oder Vietnam nach Deutschland kamen, aus Ungarn oder Frankreich. Menschen wandern aus ökonomischen Gründen, aus politischen, aus familiären. Wandern kann freiwillig oder erzwungen sein. Manchmal gibt es Erfolgsgeschichten, manchmal endet das Wandern in Verfolgung und Tod.

Wandern bedeutet Begegnung von Eigenem und Fremden, von ungleichzeitigem Gleichzeitigen. Mendel Singer, ein orthodoxer Jude aus Galizien in Joseph Roths Roman „Hiob“, wandert nach Amerika aus. Dort empfängt ihn sein Sohn. Aber Mendel Singer sieht zwei Söhne: „Der erste war Schemarjah. Der zweite war Sam.“ Der eine Sohn ist der Sohn vom Familienfoto, der Sohn eines orthodoxen

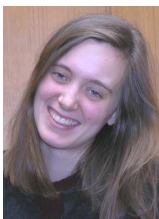
Juden, Schemarjah. Der zweite ist der ausgewanderte Sohn, der neue, der amerikanische, er ist Sam. Hier verdoppeln sich Identitäten, sind nicht mehr kontinuierlich, nicht mehr vertraut.

Deutschland ist ein Raum, in dem sich doppelte, dreifache, hybride Identitäten treffen. Das wahrzunehmen ist ein erster Schritt. Ein zweiter Schritt wäre, das anzunehmen, als Bereicherung, als Erweiterung der Wirklichkeit. Identitäten verdoppeln sich, aber vor allem schafft das Wandern eine Veränderung des Bewusstseins. Ein Wanderer, eine Wandererin wird nie ganz hier sein und nie ganz dort. Sie und er werden dazwischen sein. Und das ist der richtige Ort.

Vielleicht bedeutet die Beschäftigung mit Migration und das Aufschreiben von Geschichten von Auswanderern und Auswandererinnen vor allem dies: Einen Ort zu schaffen für den Raum dazwischen. Wir möchten lernen, dass im Raum dazwischen, die Erweiterung der Wirklichkeit liegt, dass sie hier komplex und schwierig, aber auch vielstimmig und tief wird.

Die Entdeckung des Raums dazwischen ist eine Auseinandersetzung mit Identitäten, eine wichtige Auseinandersetzung. Sie ist aber vor allem eines: Die Entdeckung einer politischen Realität. Die Menschen wandern, sie wandern schon immer. Lernen wir und lernt unsere Gesellschaft den Raum dazwischen wertzuschätzen, ihn nicht aus Angst zu verdrängen und auszugrenzen, würden vielleicht nicht mehr jedes Jahr Tausende von Flüchtlingen in Lagern eingesperrt werden und im Mittelmeer ertrinken.

Dorothee Riese



WIR ÜBER UNS

Sogar der kleinste Seminarteilnehmer ist schon ganz schön `rumgekommen:
Lebenswanderungen rund um den Erdball



leben noch heute in der Nähe von Pforzheim. Ihr Großvater mütterlicherseits wurde nach dem Ersten Weltkrieg, damals noch ein Kind, aus dem polnisch gewordenen Posen zwangsumgesiedelt. Im Nordosten Deutschlands lernte er später Jacqueline's Großmutter kennen, die aus dem ehemals deutschen Schlesien geflohen war. Zusammen zogen sie nur wenige Wochen vor dem Mauerbau aus der DDR in die BRD. Bis heute leben sie in Denkendorf, im gleichen Haus, in das Jaqueline nun gezogen ist.

Jan Gräber

Jacqueline Bellon ist 26 Jahre alt und wohnt in Denkendorf in der Nähe von Stuttgart. Sie studiert im dritten Semester Philosophie und Deutsch in Tübingen. Sie liest viel, sieht gerne Filme, hört Musik und spielt Klavier.

Sie hat schon viel erlebt: Sie wohnte zwei Jahre in Hamburg, studierte empirische Kulturwissenschaften und Kunstgeschichte, hat jeweils für ein halbes Jahr in Seattle (USA) und Jalapa (Mexiko) gelebt und wurde während unseres Seminars zum zweiten Mal Mutter. Ihre zwei besten Freundinnen sind aus dem kommunistischen Rumänien nach Deutschland geflohen und ein Freund wurde aus Deutschland nach Kroatien zwangsausgewiesen.

Auch ihr Nachname Bellon verweist auf ihren Migrationshintergrund. Väterlicherseits stammt sie von französischen Waldensern ab, die mit den großen Vertreibungswellen nach dem 30-jährigen Krieg nach Deutschland flüchteten. Ihre Nachfahren



Theodor Bellon ist beim letzten Seminartermin Anfang Februar fast vier Wochen alt und 52 Zentimeter groß. Er ist ein Leichtgewicht von 3250 Gramm. Vorlieben sind schon festzustellen: Theodor ist sportlich und schaut sehr wach; er hat ungewöhnlich lange, schmale Finger und große Füße. Seinen Nachnamen erbt er von den Vorfahren seiner Mutter: Waldensern, die von Frankreich aus einen Hügel bei Pforzheim besiedelten und deren Nachfahren noch

heute zu finden sind. Sein Uropa heißt Dobrzanski und seine Uroma hat eine wilde Flucht über DDR-Grenzen mitgemacht. Er selbst hat im Mutterleib schon zwei Mal den Ozean überquert.



Jacqueline Bellon

Giang Bui ist 22 Jahre alt und pendelt täglich von Reutlingen nach Tübingen, wo sie Empirische Kulturwissenschaften und Jura studiert. Ihre Eltern flohen mit ihrem älteren Bruder 1985 als „Boatpeople“ aus ihrer Heimatstadt Saigon im kommunistischen Vietnam. Ein deutscher Öltanker nahm die Flüchtlinge auf und brachte sie in ein „Flüchtlingslager“ in Korea. Dort entschieden sich die Eltern, nach Deutschland zu gehen und kamen nach Tübingen. In Reutlingen fanden sie ihre neue Heimat.

Für ihre Bachelorarbeit setzt Giang sich mit Jurastudentinnen mit Kopftuch auseinander, dabei stößt sie immer wieder auf Fremdbilder, Ausgrenzung und Begriffe wie Integration oder Inklusion. „Viele Konflikte entstehen durch Unwissen, viele Deutsche sind sich gar nicht bewusst, dass ihre Vorfahren selbst Migranten waren“, sagt sie und wünscht sich mehr Offenheit und ein differenzierteres Umgehen mit dem Thema Migration in der Gesellschaft.

Später möchte Giang gerne im kulturellen Bereich arbeiten, sie kann sich viele Arbeitsbereiche vorstellen: „Vielleicht bleibe

ich ja auch als Dozentin an der Uni, auch wenn das bestimmt nicht einfach ist.“

Stephanie Lempert

Jan Gräber, 22 Jahre, Radfahrer, Schuhgröße 45, Brille. Da er in Tübingen lebt, versteht es sich von selbst: Er ist Student.

Jan und seine zwei Jahre ältere Schwester teilen sich Ernst, ihren schlesischen Opa. Dieser ist Ende des Zweiten Weltkrieges nach Bayern geflüchtet. Auf einem schönen Bauernhof kam er unter und fand dort sein Heim und seine Liebe: Jans Oma Emilie. Die beiden zogen später nach Kornwestheim und bekamen eine Tochter: Sybille. Diese wiederum lernte dort einen jungen Mann kennen, dessen Mutter Charlotte aus Breslau hierher floh. Das kleine Marbach wurde zum Vereinigungsort der schlesischen

Flüchtlingskinder
„Der junge Mann wird später Jans Vater: Dieter. Jan hat eine Freundin: Steffi. Ihr Vater kam als Gastarbeiterkind in den 60er Jahren aus Italien nach Deutschland. Doch all das hätte nicht geschehen können, wären nicht Jan Gräbers Vorfahren vor vielen Jahrzehnten als Hugenotten aus Frankreich vertrieben worden.“



Jan hat die Fächer Geschichte und Politik gewählt, weil ihn gesellschaftliche und geschichtliche Entwicklungen interessieren. Auf den Spuren seiner und anderer Migrationsgeschichten nimmt er an dem Projekt „Lebenswege von Auswanderern“ an der Universität Tübingen teil. Ob das so gekommen wäre, ohne die Lebenswanderungen in seiner Familiengeschichte?

Jacqueline Bellon



Bettina Melzner, 26 Jahre, kommt aus Bayern und studiert in Tübingen Erziehungswissenschaften und Romanistik. Ihre Schwerpunkte liegen im Bereich der Sozialpädagogik und der französischen Sprache. Ihre zukünftige Tätigkeit sieht sie in der interkulturellen Arbeit mit Jugendlichen, weshalb sie sich für diese Studienkombination entschieden hat. Ihre Hobbys sind Surfen, Tauchen, Klavier spielen und alternativer Rock. Bettina reist gern in andere Länder, besonders nach Frankreich, und interessiert sich für fremde Kulturen.

Wegen der Nähe zur französischen Grenze und der angebotenen Fächerkombination wählte sie Tübingen als Studienort. Kein Wunder, dass sie einen einjährigen Erasmus-Aufenthalt ebenfalls in Frankreich verbrachte. Neben dem Studium arbeitete sie in einem Asylzentrum.

Wie viele Deutsche hat auch sie einen Migrationshintergrund. Teile ihrer Familie stammen aus ehemals deutschen Gebieten zum Beispiel in Tschechien und kamen nach dem Zweiten Weltkrieg nach Deutschland. Migration spielt auch in ihrem sozialen Umfeld eine große Rolle. Sie hat Freunde und Bekannte, die aus anderen Ländern stammen wie beispielsweise der Türkei, Lateinamerika, Russland und Kroatien.

Patrick Nikolaus Sommer

Martina Kütterer pendelt gern. Von Stadt zu Stadt, von Job zu Job. Drei Mal in der

Woche fährt sie von Ludwigsburg nach Tübingen. In Ludwigsburg wohnt Martina mit ihrem Freund, in Tübingen studiert sie Geschichte und Empirische Kulturwissenschaft im siebten Semester. Drei Mal in der Woche wechselt sie ihren Job: Sie ist Hilfswissenschaftlerin, Beraterin in einem Gaststättenverband und schreibt Artikel für die Zeitung. Außerdem arbeitet sie als Praktikantin für ein Projekt, das sich mit der Aufarbeitung der Geschichte eines jüdischen Zwangsaltenheims in Eschenau in der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigt. Martina stellt gern neugierige Fragen und lacht viel. Sie hat zwei Katzen, hört Rockmusik und vertreibt sich hin und wieder die Zeit damit, Bilder zu bearbeiten. Gern würde sie ihre Kenntnisse der chinesischen Sprache vertiefen, Geschichten und Gedichte schreiben, aber das Studium lässt ihr kaum Zeit dafür.



In zwei, drei Jahren, nach dem Universitätsabschluss, möchte sie mit ihrem Freund raus in die weite Welt. Vielleicht nach Tokio oder Neuseeland. Denn bis jetzt ist sie vor allem im Kreis Ludwigsburg herumgezogen: Vor 22 Jahren ist Martina Kütterer in Marbach am Neckar geboren, ihre Familie zog in verschiedene Dörfer aus der Umgebung.

Blickt man in Martinas Familiengeschichte, findet man jedoch Menschen, die weite Wege auf sich nehmen mussten. Ihre Urgroßmutter, eine Donauschwäbin, floh

nach dem Zweiten Weltkrieg aus Ungarn nach Deutschland. Außerdem fand sie in einem Ludwigsburger Archiv heraus, dass im 19. Jahrhundert einige Familienangehörige nach Amerika ausgewandert sind.

zur Groß- und Einzelhandelskauffrau, ihr Vater fand Arbeit als Sporttherapeut. Beide engagieren sich in der Dorfgemeinschaft sowie der Kirche und sind gut integriert. Trotzdem stellt sich ihr Vater manchmal die Frage, ob es richtig war auszuwandern.

Dorothee Riese

Dominika Pawliczek, 24 Jahre, Geografie-Studentin im fünften Semester an der Tübinger Universität, ist mit ihrem älteren Bruder in der Nähe von Stuttgart aufgewachsen. Über ihre bisherige Biografie gibt ihr Nachname Aufschluss: Pawliczek. Geboren wurde sie 1984 in der Nähe von Katowice als Tochter polnischer Eltern. Ihre Mutter träumte davon, ein Kosmetikstudio zu eröffnen und auch ihr Vater erhoffte sich beruflichen Aufstieg.

1990 dann, als Dominika sechs Jahre alt war, brach die Familie nach Deutschland auf, um dort ihre Hoffnung auf bessere Arbeit und eine höhere Lebensqualität zu verwirklichen. Mit dem Zug kamen die Pawliczeks nach Deutschland. Die Eltern lernten in einem Sprachkurs Deutsch und die Kinder besuchten bald den Kindergarten, wo auch sie im Kontakt mit den anderen Kindern die Sprache lernten. Deutsch wurde sogar zur Familiensprache.



Dominika fühlt sich mit Polen verbunden. Sie lernt Polnisch an der Uni und würde gern für längere Zeit nach Krakau oder Warschau gehen. Aber sie träumt auch davon, Lateinamerika und andere osteuropäische Länder zu bereisen.

Sie hat gelernt, dass es schwierig ist, auszuwandern und Familie und Freunde zurücklassen zu müssen. Grenzen – wenn auch nicht geografische, sondern persönliche – zu überschreiten, lernt sie bei ihrem neuen Hobby, dem Improvisationstheater.

Weitere Leidenschaften Dominikas sind das Klettern sowie das Malen. Interessiert ist sie außerdem am Recherchieren und an Integrationsarbeit, einem Themenbereich, der sie auch bei einem möglichen Masterstudium beschäftigen könnte.

Alexandra Pecha

Der Traum vom Kosmetikstudio für Dominikas Mutter erfüllte sich zwar nicht. Doch die Hoffnungen auf berufliches Fortkommen wurden nicht enttäuscht: Dominikas Mutter machte eine Umschulung



Alexandra Pecha, 24 Jahre, studiert Deutsch und Englisch auf Lehramt. Sie wurde in Metzingen geboren und hat ihr Leben bisher dort verbracht. Das hindert sie aber nicht daran, gerne zu reisen und zwar mit Vorliebe in englischsprachige Länder. Schon zweimal hat es sie nach Kanada verschlagen, einmal vor drei Jahren und von Juli bis November 2009. Ihr Auslandssemester hat sie in England, Southampton, verbracht. Dennoch zieht es sie immer wieder in ihre Heimat zurück, schließlich engagiert sie sich als Leiterin eines Mädchenkreises beim Christlichen Verein Junger Menschen (CVJM) und ist, wie sie sagt, „eine stolze Schwäbin“.

Ob sie sich jemals dazu entschließt, für immer in ein englischsprachiges Land zu emigrieren, um dort als Deutschlehrerin zu arbeiten, kann sie noch nicht sagen. „Für einige Zeit, so fünf Jahre vielleicht würde es schon gehen, aber für immer?“ Dazu sind ihr Familie und Freunde in Deutschland doch zu wichtig. Dabei kann sie auf die Migrationserfahrung ihres Vaters zurückgreifen, der mit elf Jahren aus dem heutigen Tschechien nach Deutschland ausgewandert ist und hier ihre Mutter kennen gelernt hat. Er hat sich durch aktive Beteiligung in der Gemeinde, vor allem im Bereich Sport, schnell integriert. Auch wenn ihr Vater und die Familie damals aus seinem Heimatland vertrieben wurde, konnte er sich gut an die neue Lebenssituation anpassen und hat bis zu seinem Tod vor drei Jahren ein glückliches Leben in der neuen Heimat

geführt. Seinen jüngeren Geschwistern fiel die Integration hingegen etwas schwerer.

Bestärkt durch den Lebensweg ihres Vaters schreibt sie momentan an ihrer Zulassungsarbeit über die Sprachförderung für Kinder mit Migrationshintergrund. Die Arbeit mit Kindern findet sie spannend und interessant, besonders im Bezug

auf die Integrationsarbeit. Und auch wenn ihr Lebensplan noch nicht ganz ausgearbeitet ist, eins ist sicher: Alexandra wird Lehrerin.

Dominika Pawliczek



Dorothee Riese, 20 Jahre, hat gerade angefangen in Tübingen zu studieren, war aber schon viel unterwegs. Kein Wunder, dass ihr Hauptfach „Internationale Literaturen“ und ihr Nebenfach „Französisch“ sind.

In Göttingen geboren, wanderte die Bachelorstudentin als Kind mit ihren deutschen Eltern nach Rumänien aus.

In Viscri (Deutsch-Weißkirch) ging sie bis zur achten Klasse in die Schule, danach kehrte die Familie nach Deutschland zurück. Dorothee besuchte daraufhin bis zum Abitur ein Internat in der Nähe von Leipzig. Anstatt danach gleich mit dem Studium zu beginnen, zog es die Sprachinteressierte nach Frankreich. Im Freiwilligendienst arbeitete sie ein Jahr für die Holocaust-Gedenkstätte „Mémorial de la Shoa“ in Paris.

Bei der Wahl ihres Studienorts ging sie nur nach ihrem Studienfach. Folglich fiel die Wahl auf Tübingen. Nun lebt Dorothee in einem Tübinger Studentenwohnheim und engagiert sich nebenher im Verein „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste“. Sie kann sich gut vorstellen, nach dem Studium in einer Nichtregierungsorganisation oder als Übersetzerin zu arbeiten. Aber das liegt noch in weiter Ferne. Sicher ist, dass bis dahin weitere Reisen folgen werden. Nach Osteuropa! oder Russland! Neben ihrer Muttersprache Deutsch spricht sie fließend Rumänisch, Englisch und Französisch und seit kurzem auch Russisch.

Martina Kütterer

Patrick Sommer, 22 Jahre, studiert Geschichte und Ethnologie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Seine Schwerpunkte im Bereich Geschichte liegen auf Mittelalter und Neuzeit. Wegen seines Ethnologie-Studiums, aber auch aus persönlichem Interesse beschäftigt er sich mit dem Thema Migration. Für ihn zählen dazu auch „Wanderungen“ in seiner Familie zählen - wie der Wohnortwechsel seiner 95-jährigen Urgroßmutter, die als Jugendlichen von Köln nach Baden-Württemberg gezogen ist.

Patrick, der selbst von Eislingen über Bissingen nach Dettingen gezogen ist, hat Freunde und Bekannte unterschiedlicher Herkunft. „Fast ganz Europa ist abgedeckt“, sagt er schmunzelnd. Sie kommen aus Spanien, Frankreich, Schweden, Griechenland, Albanien, Finnland und Russland. Er interessiert sich für die Beweggründe, die Menschen dazu bringen,



einen Ort zu verlassen und sich an einem anderen niederzulassen.

Patrick ist medieninteressiert und strebt einen Beruf im Bereich Marketing, Medien und Öffentlichkeitsarbeit an. In seiner Freizeit besucht er gerne Heavy-Metal-Konzerte und stellt sich spannenden Herausforderungen wie dem mittelalterlichen Schwertkampf. Die Beschäftigung mit Vergangenheit, insbesondere eine familieninterne Stammbaumforschung, ist ein wesentlicher Bestandteil seines Lebens. „In meiner Familie spricht man eben darüber“, sagt er.

Bettina Melzner

Liane von Droste, ist 50 Jahre alt und ist in Otterfingen bei Tübingen geboren. Aufgewachsen ist sie mit zwei Brüdern. Sie studierte Anglistik und Germanistik mit dem Abschluss Staatsexamen in Tübingen. Während ihres Studiums begann sie als freie Mitarbeiterin beim Reutlinger General-Anzeiger und entdeckte so ihren Traumberuf. Seither hat (fast) alles, was sie beruflich tut, mit Schreiben zu tun.

Nach einem Volontariat war sie Redakteurin und Redaktionsleiterin bei Tageszeitungen in Baden-Württemberg. Seit 2001 ist sie selbstständig als Journalistin, Autorin und Dozentin.

Liane von Droste bezeichnet sich selbst als „Arbeitsmigrantin“ zwischen Nehren bei Tübingen und Berlin, wo sie mit ihrem Mann lebt und wo ihr Büro liegt.



2008 erschien ihr Buch „Lebenswege von Auswanderern“ im Attempto Verlag in Tübingen. Dafür hat sie Portraits von Menschen recherchiert, die in den vergangenen zweihundert Jahren nach Amerika und donauabwärts Richtung Osten ausgewandert sind. Durch ihre Arbeit an dem Buch kam sie auf die Idee zu unserem Rechercheseminar: „Migration gehört zu uns Menschen, seit es uns gibt – diese Erfahrung wollte ich weitergeben“.

Zur Zeit arbeitet Liane von Droste an einem weiteren Buch, das im Sommer 2010 erscheinen soll. Es wird wieder eine Portraitsammlung sein: Sie hat Menschen – mit und ohne Migrationshintergrund – interviewt und zum Teil über mehrere Jahre begleitet, die von Geburt an, durch Krankheit, Unfall oder auch durch das Alter mit körperlichen und zum Teil geistigen Behinderungen leben.

Der Verlag, den sie Anfang 2010 gegründet hat, um dieses und vielleicht schon bald weitere Bücher herauszugeben, trägt den Namen des kleinen Flusses, an dem ihre eigene Lebenswanderung begann: edition steinlach. Mehr über den Verlag und ihre Bücher ist ab Mai 2010 zu erfahren unter www.edition-steinlach.de



Auf alle Kontinente verteilt: Die Orte, an denen die Teilnehmer des Lebenswege-Kurses und ihre wichtigsten Interviewpartner und Recherchepersonen schon einmal länger gelebt haben, ziehen sich rund um den Globus.
Montage: Jacqueline Bellon



*Familienbild 1941: Erna (links) und Alfred Pohle (rechts) und ihre Kinder Ingeburg und Manfred.
Foto: privat*

LEBENSWEGE

Ingeburg Pohles Weg

Bei Nacht und Nebel über Grenzen

Meine Oma: Sie war für mich einfach meine Oma. Erst ein Weilchen nach der Pubertät habe ich mich für die Familiengeschichte(n) und Zusammenhänge interessiert. Dann wieder nicht nachgefragt, weil die teils verwirrt-senilen bis dementen Antworten, vor allem die des Opas, an meinem Nervenkostüm zerrten. Diesmal habe ich nicht aufgegeben: Fehlinformationen wurden aufgeklärt, Namen verfolgt und andere Menschen befragt.

Ingeburg Erna Pohle, geboren am 7. Januar 1928 in Gieba bei Altenburg in Thüringen, hat mit 14 Jahren ihre Mutter und vorübergehend ihren Vater in Kriegsgefangenschaft verloren und wurde mit ihrem vier Jahre jüngeren Bruder von Tanten versorgt. Versorgen ist nicht wie heute zu verstehen. Es bedeutete: einen Schlafplatz geben. Gearbeitet hat sie, seit sie vierzehn ist, zunächst als Kindergärtnerin.

Währenddessen in Posen, Polen: Ein sieben Jahre älterer junger Herr, Sohn einer

Deutschen und eines Polen mit dem Namen Dobrzanski versucht sich zurechtzufinden. Nicht ganz freiwillig deutscher Soldat versucht Konrad, als gelernter Friseur, beim Haarschneiden von Kriegsgefangenen der Front zu entgehen. Das klappt nicht: Er muss als Soldat in den Krieg, wird verwundet und landet nun selbst in Kriegsgefangenschaft.

Der persönliche Umgang mit russischen Offizieren beim Haarschneiden hilft Konrad, diese Zeit unversehrt zu überstehen. 1945 wird seine Familie vertrieben, sein Bruder Egon schleicht sich heimlich zurück nach Polen, weil er sich verliebt hat. Später hat sich daraus ein ganzer Familienstrang entwickelt: Egon bekam drei Töchter, die wiederum jeweils zwei Kinder haben; Deutsch spricht keiner mehr in ihren Familien.

Während Konrad in Altenburg bei einer Tante unterkommt, wird Ingeburg klar, dass sie nicht in Gieba bleiben kann. Unter der neuen Regierung der sich bildenden DDR hat sie keine guten Aussichten: Ihr Bruder

Manfred meldet sich freiwillig zur Volksarmee, während sie als Kindergärtnerin nirgendwo aufgenommen wird und als Halbwaise von nichts weiter gehalten wird.

Besuch aus dem Westen kommt an: Bei der Nachbarin gastiert eine Frau mittleren Alters namens Reismann, später bekannte Kostümbildnerin. Sie bietet der 18-jährigen Ingeburg an, ihr beim Überqueren der Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland zu helfen.

In einer Nacht und Nebelaktion wandert Ingeburg mit mehreren anderen Frauen über die Grenze, die Reise dauert zwei Tage zu

beiden sich nieder, betreiben einen Friseurladen und bekommen eine Tochter. Für mich bleiben immer noch viele Fragen offen, vor allem zu dem, was während der Kriegszeit passierte. Gezieltes Nachbohren fruchtet hier nicht und ist sehr schwierig. Trotzdem bin ich froh, einige längere Gespräche mit den Großeltern geführt zu haben. Meine Oma bekam gute Laune beim Erzählen und das ist auf ihre alten Tage rar und besonders schön.

Jacqueline Bellon



Ingeburg und Konrad Pohle *Foto: privat*

Fuß, dann werden sie gefunden. Die ostdeutschen Beamten inhaftieren die flüchtenden Frauen eine Nacht lang und lassen sie dann weiterziehen.

Meine Oma Ingeburg wird nun langsam zu meiner Oma, denn sie betreibt Schriftwechsel mit meinem Opa Konrad, den sie "zu Hause" in Altenburg im Omnibus kennengelernt hat. Ingeburg kommt bei ihrer Tante Toni in Stuttgart unter und heiratet schließlich Konrad, der daraufhin ebenfalls herzieht. Das bedeutet auch für ihn eine Flucht über die Grenze, näheres unbekannt.

In Denkendorf im Raum Stuttgart lassen die



Die Batschalmascher feiern den „Lese-Ball“, 1930.

Foto: privat

LEBENSWEGE

Heimatvertriebene aus dem Ungarn der Nachkriegszeit erinnern sich

„Wir wären gerne dort geblieben“

Die Heimat im Koffer – kaum mehr hatten die Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg dabei. Mit wenig Gepäck traten 15 Millionen Deutsche aus Ost- und Südosteuropa eine ungewissen Reise an, einer ungewissen Zukunft entgegen. Häufig mit den sogenannten „Schwabenzügen“ im 18. Jahrhundert donauabwärts ausgewandert, mussten sie ihr gewohntes Leben aufgeben und sich in Deutschland eine neue Existenz aufbauen. Die Heimat im Herzen – Zwischen zwei Heimaten sitzt das Herz vieler Vertriebenen noch heute. Auch das Herz meiner Uroma Theresia Skribanek, geborene Schei, und meines Urgroßonkels Hans Hahn und dessen Tochter Katharina Uhlig. Sie erzählten mir von ihrer Liebe zur

ungarischen Heimat und dem Lebewohl für immer. Von ungarischer Blechmusik, Trachten und Tänzen. Von Rosen und Veilchen. Von einer gefährlichen Flucht. Und der Zeit, die alle Wunden heilt.

Als ich in meiner staubigen Sammelkiste das Foto wiederfand, fing alles an. Lauter fremde Gesichter an einem fremden Ort. Ich wusste nur, welches strenge, runde Gesicht meiner 1913 geborenen Uroma mütterlicherseits, Theresia Skribanek, gehörte. Hinten auf dem Bild fand ich einen ersten Hinweis, kaum leserlich: „Ein Theatergruppen vom Jahre 1930 in Bácsalmás, Ungarn.“

Bácsalmás. Eine Stadt in Ungarn, 80 Kilometer vom Plattensee und zehn Kilometer von der jugoslawischen Grenze entfernt, 16.000 Bewohner, darunter bis 1945 viele Deutsche. Wie meine Verwandten. Ich konnte die Spuren zurück verfolgen bis zu meinem 1788 dort geborenen Ur-Ur-Ur-Opas Anton Skribanek. Vermutlich waren die Vorfahren im 18. Jahrhundert aus dem Schwarzwald in die fremde Ferne gereist, um dort ein neues Leben zu beginnen. In zahlreichen Besuchen bei meinen Verwandten habe ich versucht, ihre – und meine eigene – Geschichte kennenzulernen.

Während ich diese Geschichte vorbereite, lebt meine 97-jährige Uroma Theresia in einem Altenheim in Ludwigsburg. Der Mann ihrer verstorbenen Schwester Katharina, Hans Hahn, Jahrgang 1917, lebt mit seiner 70-jährigen Tochter Katharina Uhlig in Murr. In diesem kleinen Dorf bei Stuttgart fanden die Vertriebenen nach langer, anstrengender Reise eine zweite Heimat. Hans Hahns Augen leuchten, denkt er an Batschalmás, wie der Ort von den Deutschen genannt wurde. Hans holt ein altes, leicht vergilbtes Schulbuch und beginnt auf Ungarisch zu lesen.

Er ging wie alle deutschen Kinder auf eine ungarische Schule in Bácsalmás, doch zuhause wurde deutsch gesprochen. Zuhause – das war eine Stunde vom Ortskern entfernt auf einem Bauernhof. Die

Familie hatte Felder und Weinberge. Früh morgens, wenn der Hahn krächte, musste der Stall gemistet, der Wengert gepflegt werden.

Hatte man da überhaupt Zeit für Mädchen? Hans zeigt ein Foto. Seine 1920 geborene Frau Katharina, geborene Schei, als junge

Frau mit zwei Freundinnen, fein heraus geputzt, mit aufwendiger, traditioneller „Gretchenfrisur“ und frischen Rosen am Armgelenk. Gestylt für den Ball.

Mit 16 Jahren durften Jugendliche ins Wirtshaus zum Tanz gehen. An den Wochenenden spielte Blechmusik zum Tanz auf, mit Csárdás, Walzer oder Polka. „Man ist zum Tanz gegangen und dort zusammengekommen“, erinnert sich Hans.

Das einzige Übel: Mädchen wurden von der Mutter, oft auch der Oma begleitet. Wenn die Musik spielte, suchte sich jeder Junge ein Mädchen. „Wenn man sich dann einig war, ist man zu den Eltern gegangen“, erklärt Hans, „Tochter

verlangen hieß das“. Hans „verlangte“ seine Katharina 1938. Die Hochzeit fand auf dem Land statt. Auch Theresia begegnete ihrem Mann Martin Skribanek, Jahrgang 1912, zum ersten Mal auf einem Tanz. Sie heirateten 1931.

Für das Tanzerlebnis nahmen die Jugendlichen so einiges in Kauf. Die Schwestern Theresia und Katharina, auch Hans, mussten danach fast zwei Stunden zu den Höfen ihrer Eltern laufen und am nächsten Morgen bereits gegen fünf Uhr wieder Haus- und Feldarbeit verrichten.



Familie Schei um 1916. Gertrud Schei, geb. Eckert, und Johann Schei mit ihren ersten beiden Kindern Josef und Theresia. Foto: privat.

Nach der Weinlese ein großes Fest

Die Batschalmascher tanzten gerne. „Wenn der Herbst zu Ende war, hat man ein großes Fest gemacht“, erzählt Hans. So einen „Lese-Ball“ zeigt das Foto von 1930 mit den vielen fremden Gesichtern. Der große Tanzsaal wurde mit Trauben, Maiskolben und Pflanzen geschmückt, man trug die ungarische Tracht. Hans zeigt mir meine Ur-Uroma Theresia Schei auf dem Bild und seine Frau Katharina. Theresia ist auf dem Foto 17 Jahre alt, ein Jahr vor der Heirat mit Martin und zwei Jahre vor der Geburt ihres Sohnes Stefan. 1934 bekam sie Anna. Doch das Familienglück hielt nicht lang.

Als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, kämpften die Deutschungarn für die Nationalsozialisten. Martin Skribanek musste in den Krieg. Seit diesem Tag war meine Uroma eine alleinerziehende Mutter – ihr Mann kam nie wieder zurück.

Mit 20 Jahren musste auch Hans Hahn zum ungarischen Militär. Als am 8. Oktober 1939 seine Tochter geboren wurde, bat er um Urlaub. „Ich hatte Angst, weil ich erst ein paar Wochen zuvor Kurzurlaub gehabt hatte“, erzählt er. Laut Telegramm hatte er einen Sohn bekommen. Der Kommandeur erlaubte im Urlaub – 48 Stunden. Die Reise



Hans und Katharina Hahn mit ihrer Tochter Katharina. Foto: privat

war lang und die Überraschung groß: Der Sohn war ein Mädchen! Doch er konnte sein Glück nicht lange mit seiner Frau teilen.

Als der Krieg zu Ende war, kam Hans in russische Kriegsgefangenschaft. „Da hatte man die ganze Zeit Angst“, erinnert sich



Theresia Skribanek mit ihren Kindern Stefan und Anna, zwischen 1942-45. Foto: privat.

Hans. Sorge um die unsichere Verpflegung im Lager und Sorge um die Familie. Er bekam drei Jahre lang keinen Brief von ihnen und seine Briefe kamen nie bei der Familie an. Denn diese war längst in Deutschland.

1946 mussten die Deutschen Ungarn verlassen. Die Forschung spricht von 15 Millionen Deutschen aus Süd- und Südosteuropa, die gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen. Die Grundlage für die Vertreibung bildete der 1945 gefasste Beschluss der „Potsdamer Konferenz“.

Ende April 1946 hingen am Gemeindehaus in Bácsalmás die Listen der Auszusiedelnden. Theresia Skribanek mit ihren zwei Kindern Stefan und Anna und ihre Schwester Katharina Hahn mit ihrer gleichnamigen Tochter gingen zusammen. Der Bruder der jungen Frauen, Josef Schei, hatte sich bei der letzten Volkszählung zur ungarischen Nationalität bekannt. Er durfte bleiben.

Im Viehwaggon nach Deutschland

Es sollte mein vorletzter Besuch bei ihr werden. Aber das wusste ich noch nicht. In ihrem kleinen Altenheimzimmer erzählt mir

meine Uroma von der Vertreibung. „Wir wurden von Bauern abgeholt und das Haus wurde dahinter abgeschlossen“, sagt Theresia. Ihre Hände zeigen in verschiedene Richtungen. „Wir wurden in Viehwaggons gebracht. Wir waren dort nicht allein. Dort war noch eine Familie und in der Ecke saßen auch noch welche.“ Acht Tage reisten sie im Viehwaggon.

Theresia erinnert sich, dass sie zuvor eine Sau geschlachtet und das Fleisch eingelegt hatten – man wusste nicht, wann man wieder etwas zu essen bekommen würde. Man durfte 100 Kilogramm mitnehmen, trotzdem nahm man ihnen Reiseproviant weg, darunter ein Sack Mehl. Im Mehl hatte Theresia vor der Vertreibung zwei Vesperteller mit Veilchen darauf für die Kinder versteckt – ein Andenken an die Heimat.

In Deutschland angekommen, wurden die Vertriebenen in leer stehende Kasernen und Turnhallen gebracht, andere kamen auf Bauernhöfe. Die fünfköpfige Familie landete bei einer Bauernfamilie in Zimmetshausen in Bayern. Für die schwere Arbeit im Stall bekamen sie eine Unterkunft und Essen. Theresias Sohn Stefan musste zu einem anderen Bauern. „Oh, hat der geweint“, erinnert sich Theresia. Immerhin waren sie nicht weit voneinander entfernt und konnten sich täglich sehen.

Später kamen sie nach Württemberg. Die Familie bekam im Birkenhof in Rielingshausen bei Stuttgart eine eigene Wohnung, vom Flüchtlingskommissariat die nötigsten Möbel. Die ersten Jahre waren besonders hart. Zu der materiellen kam die menschliche Not. Sie hatten ihren ganzen Besitz verloren und wussten nicht, ob die Ehemänner sie in der fremden Ferne finden würden. Hans Hahn fand zurück.

Im September 1947 durfte er wieder nach Ungarn, aber nicht weiter. Trotzdem fasste er einen riskanten Entschluss: Er floh durch nach Deutschland. „Ich habe nur mitgenommen, was in den Rucksack passte“, erzählt er. Zwei Schweineschinken. Doch russische Polizisten stoppten ihn. Eine gefährliche Situation. Hans griff nach einer Schachtel Zigaretten und gab sie den Russen. Die Polizisten ließen sich bestechen,

Hans floh weiter nach Österreich. Im Zug wäre er bei einer Kontrolle fast erwischt worden. Er schaffte es. Kam nach Stuttgart. Dann nach Erdmannhausen und meldete sich als Flüchtling im Rathaus an. Er war bei seiner Familie. Ende der fünfziger Jahre kauften die Familien Hahn und Skribanek Bauplätze in Murr und bauten sich mit eigenen Händen eine neue Heimat.

Zwischen der neuen und der alten Heimat

Bis sich die Vertriebenen an die neue Heimat gewöhnten, vergingen Jahre. Nicht alle verkrafteten den Abschied für immer. „Ich wünsche mir keine andere Heimat mehr“, sagt Katharina. Sie hält kurz inne. Dann fügt sie hinzu: „Die Zeit heilt Wunden, heißt es.“

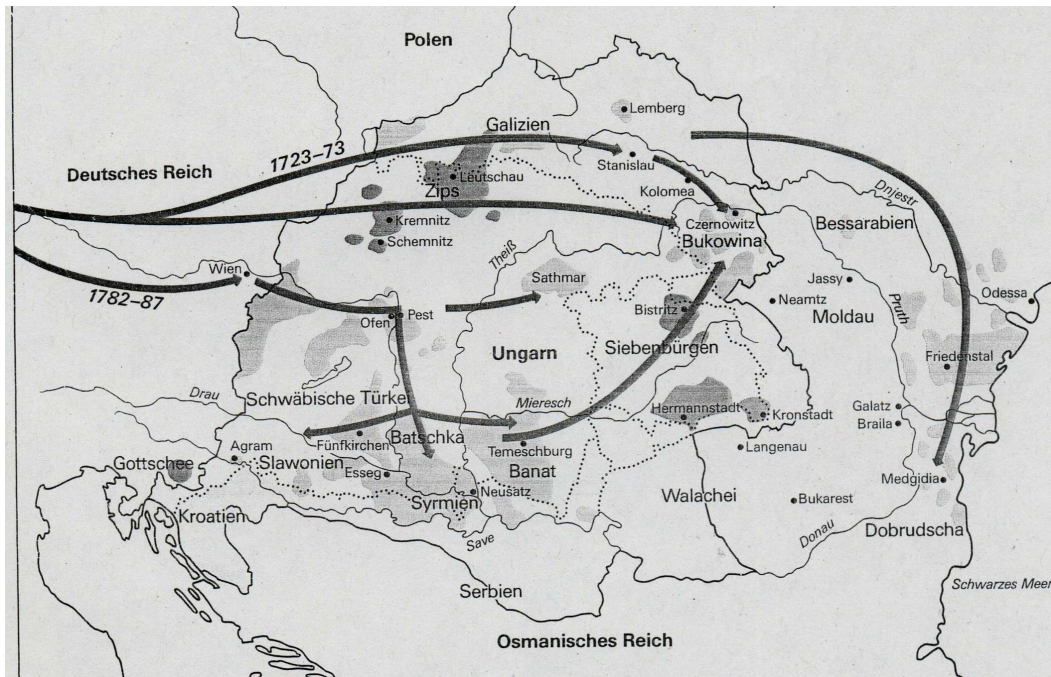
An die alte Heimat erinnert heute nur noch



wenig. In Deutschland nähten sie aus ihren mitgebrachten Trachten Kleider für die Kinder, wenige Erinnerungen liegen in staubigen Regalen. Wie das Foto, das ich so lange vergessen hatte.

Trotzdem schmerzt die Erinnerung noch heute. Bei meinem vorletzten Besuch bei meiner Uroma Theresia werden ihre Augen feucht. „Wir wären gerne dort geblieben“, sagt Theresia. „Ich habe keine Heimat mehr.“ Bei meinem letzten Besuch ist sie schwach und ihre sind Augen voller Sehnsucht. Sie erzählt nicht viel. Ich warte lange mit dem nächsten Besuch, doch sie kann nicht länger warten. Sie stirbt am 14. Januar 2010. Ihre Geschichte bleibt unvollständig. Ich werde nie wissen, woher ihre Eltern kamen, wann sie ihren Mann kennenlernte, wie er war, wie sehr sie ihn vermisste, wie schwierig es war als alleinerziehende Mutter. Ich habe zu lange gewartet, das Foto zu lange vergessen.

Martina Kütterer



Die Wanderungen der Donauschwaben.

Quelle: Google Maps, bearb. Patrick Sommer

HINTERGRUND

Auswanderung Richtung Osten

Geschichte der Donauschwaben in Ungarn

Ungarn, 21. Juli 1718. Im Frieden von Passarowitz erhält Österreich vom Osmanischen Reich Westungarn. Über viele Jahrhunderte gab es Kämpfe um die Gebiete zwischen dem Osmanischen Reich und dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Im Frieden von Passarowitz wurde der erste große Sieg Habsburgs gegen das Osmanische Reich besiegelt. Im Jahre 1526 fiel Ungarn an Ferdinand I von Habsburg, damit begann die Siedlungspolitik der Habsburger. Aber erst nach dem Frieden von Passarowitz begannen die Einwandererströme stärker nach Ungarn zu fließen.

Die Einwanderer waren hauptsächlich aus deutschen Regionen nur ein geringer Teil war aus anderen europäischen Ländern wie Arbeitsmöglichkeiten reichten nicht, um alle Menschen zu ernähren. Durch ihre Ausbildung und ihr Wissen über

zum Beispiel Italien. Die Zahl der deutschen Auswanderer, die zwischen 1700 und 1880 nach Ungarn gegangen sind, wird auf rund zwei Millionen Menschen geschätzt. Diese Auswanderer waren meist ausgebildete Arbeitskräfte für Landwirtschaft und Gewerbe, also vor allem Bauern, Landarbeiter und Handwerker. Nach all den Kriegen in Ungarn sollten diese für die Habsburger Ungarn wieder aufbauen, stärker bevölkern und die wirtschaftliche Produktivität steigern.

Im Vergleich zu den westeuropäischen Staaten war Ungarn zu dieser Zeit sehr gering bevölkert. Schwaben machten damals den größten Teil der Immigranten aus, da Schwaben zu dieser Zeit überbevölkert war. Nahrungsmittel und landwirtschaftlichen Anbau und im Handwerk waren die deutschen Einwanderer in Ungarn sehr erfolgreich. Sie

brachte neue Techniken des Handwerks und der Landwirtschaft mit.

Der Begriff Schwabe wurde daher anfangs von der Bevölkerung mit großer Wertschätzung verbunden. Kulturell und religiös gab es über die Jahre hinweg eine starke Vermischung der ungarischen und deutschen Bräuche und Gepflogenheiten. So wurden beispielsweise Heilige aus beiden Ländern verehrt und die südwestdeutsche Küche mit der ungarischen vermischt.

Im 19. Jahrhundert bezeichneten sich Bauern unter den deutschen Einwanderern in Ungarn als Schwaben, während die bürgerliche Schicht, Handwerker und Kaufleute, sich als Deutschungarn bezeichnete. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich die Bezeichnung Deutschungarn durch.

In den nach dem Ersten Weltkrieg durch die Siegermächte abgespalteten Teilen Ungarns waren die Begriffe Deutschrumäne und Deutschjugoslawen normal, was die Loyalität der Einwanderer zur Mehrheitsethnie in ihrer neuen Heimat ausdrückte. Der heute bekannte Begriff des Donauschwaben setzte sich erst durch die deutsche Südosteuropaforschung in der Weimarer Republik nach 1922 durch.

LEBENSWEGE

Gut, einen Fuß in zwei Kulturkreisen zu haben

Robert Szabo, 25 Jahre alt und Konditor in Ausbildung aus dem Kreis Esslingen, ist Ostdeutscher und Donauschwabe. Seine Familie hat eine lange Auswanderungsgeschichte hinter sich. Er erzählt, dass die Familie seines Vaters in den 1720er Jahren von Schwaben nach Ungarn ausgewandert war. Damals emigrierten die Menschen nach Ungarn wegen der guten Böden und freien Anbauflächen.

In Roberts Familie wird erzählt, dass die Eingliederung der Deutschen in Ungarn damals sehr gut verlaufen sei, da die deutsche und die ungarische Kultur viele Gemeinsamkeiten haben. Es galt nur, die Sprachbarriere zu überwinden. Viele Bräuche der deutschen Siedler wurden von der ungarischen Bevölkerung übernommen. Man kann heute nicht mehr erkennen, dass es dort zwei verschiedene Volksgruppen gab. Für Robert sind die ethnischen Grenzen in seiner Heimat verschwunden. Die Kulturen seien ineinander aufgegangen, sagt er und empfindet sein Heimatdorf in Ungarn als geschlossene Dorfgemeinschaft.

Die Mutter Roberts kommt aus Chemnitz in Ostdeutschland. Dort lernte sie ihren ersten Mann, einen Ungarn kennen, mit dem sie in dessen Heimatland zog. Aus dieser Ehe ging Roberts Schwester hervor. Das Paar hoffte, in Ungarn mehr Freiheiten zu haben als in der DDR. Doch die Ehe hielt nicht und nach der Scheidung zog Roberts Mutter wieder nach Chemnitz. Dort lernte sie 1982 ihren zweiten Mann, Roberts Vater kennen.

Zu dieser Zeit trat die Staatssicherheit der DDR an Roberts Mutter heran und forderte sie zur Mitarbeit auf. Sie sollte ungarische Arbeiter in der DDR überwachen. Als sie dieses Ansinnen ablehnte, wurde sie unter Beobachtung gestellt. Um dieser Überwachung zu entkommen, zogen beide wieder nach Ungarn. Dort heirateten sie 1983. 1984 wurde ihr Sohn Robert geboren.

Die Familie lebte in Ungarn bis 1998. Auch nach der Wende war durch Misswirtschaft die Wirtschaftslage Ungarns schlecht und die Zukunftsaussichten sahen ebenfalls nicht gut aus. Hinzu kam, dass Roberts Mutter und seine Schwester noch ihre DDR-Pässe besaßen, was eine problemlose Auswanderung zurück nach Deutschland ermöglichte. Robert lebt seit elf Jahren in Deutschland. Auf die Frage, ob er sich mehr als Deutscher oder mehr als Ungar fühlt, antwortete er: "Ich empfinde mich, so merkwürdig es auch klingen mag, als beides. Ich hab es nie als nachteilig empfunden, einen Fuß in zwei Kulturkreisen zu haben."

Patrick Sommer

LEBENSWEGE

Ella Syndikus: Unterschiede und Gemeinsames in einer deutsch-russischen Ehe **Nach Deutschland der Liebe wegen**

Betrachtet man die Verbindung zwischen Deutschland und Russland, denkt man vor allem an geschichtliche Ereignisse. Doch auch Vorurteile scheinen das Bild des jeweils anderen Landes zu bestimmen. Während wir Deutschen von Russen vor allem durch Eigenschaften wie Pünktlichkeit, Gebildetsein und Zuverlässigkeit charakterisiert werden, werden Russen von Deutschen mit Attributen wie Trinkfestigkeit, Gastfreundlichkeit, und Tapferkeit beschrieben.

Mentalitätsunterschiede, die auch Ella Syndikus auffällig findet. Sie weiß, wovon sie spricht. Die Russin lebt seit sieben Jahren in Deutschland. Ihre Lebensgeschichte zeigt jedoch, dass die Unterschiede in Temperament und Lebensgewohnheiten kein Hindernis für eine deutsch-russische Beziehung darstellen müssen. Wertschätzung der Besonderheiten des jeweils anderen, Freundschaft und Liebe können Verschiedenheit und Grenzen überwinden. Die Verbindung dieser Unterschiede verkörpert Ellas Tochter Evita, die Tochter einer Russin und eines Deutschen.

Der Beginn dieser deutsch-russischen Liebesgeschichte begann auf einem anderen Kontinent. Während eines Urlaubs im amerikanischen Yellowstone National Park begegnete die damals 20-jährige Ella ihrem späteren Mann Alexander Syndikus. Aus einem Urlaubsflirt wurde eine Fernbeziehung, aus der Fernbeziehung eine Ehe. Geheiratet haben die beiden in Russland, und zwei Jahre nach ihrer ersten Begegnung kam Ella nach Deutschland. Von Brjansk, 380 Kilometer südwestlich von Moskau gelegen, zog sie nach Darmstadt zu ihrem Mann. Der Liebe wegen. Und weil ihr Mann in Russland beruflich nur schwer hätte Fuß fassen können.

Als Ella nach Deutschland kam, sprach sie kein Wort Deutsch. Die Sprache ihrer Liebe war Englisch. Dies sollte sich aber schnell ändern. Es fiel ihr leicht, Deutsch zu lernen und sie spricht die Sprache nahezu perfekt und akzentfrei. Schon ein Jahr nach ihrer Ankunft waren ihre Kenntnisse so gut, dass sie ein Studium der Pädagogik, Anglistik und Informatik aufnehmen konnte.

Ihre Sprachfertigkeit und ihr deutscher Mann erleichterten ihr die Eingewöhnung. Durch ihn fühlt sie sich in Deutschland gut integriert. Anfangs hatte sie zwar noch Heimweh nach Russland, seit der Geburt ihrer Tochter aber hat sich dies geändert.

Die Verbindung nach Russland bleibt für Ella trotz ihrer erfolgreichen Integration wichtig. Auch wegen ihrer Tochter. Evita hat die deutsche und die russische Staatsangehörigkeit, spricht beide Sprachen und freut sich auf die Besuche bei den Großeltern in Russland. Ella ist es wichtig, dass ihre Tochter den Kontakt zur Heimat ihrer Mutter hat. Ella fühlt sich nicht als Deutsche, aber auch nicht als „Ausländerin“. Obwohl sie das - streng genommen - ist.

Mit bürokratischen Hürden bezüglich ihrer Nationalität werden Ella und ihre Familie immer wieder konfrontiert. Ella hat zwar eine unbegrenzte Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland, gilt aber als „Ausländerin“. Will sie mit ihrer kleinen Familie einen Besuch bei Verwandten in Russland machen, muss sich ihr Mann Alexander um ein Visum kümmern. Auch bei Gegenbesuchen der russischen Großeltern in Deutschland bei ihrer Enkelin sind Grenzen immer noch zu spüren.

Dass sich die Nationalität auch in der Mentalität widerspiegelt, hat Ella von Anfang an fasziniert. Die Unterschiede verdeutlicht

sie in einer Anekdote: Mit Freunden aus anderen Ländern ist sie auf einen Berg gewandert. Oben angekommen haben sie die Freude und das Freiheitsgefühl aus sich rausgeschrien. Einfach so. Nur die Deutschen nicht, die konnten das nicht, berichtet Ella. In ihren Augen fehlt das den Deutschen; vor Spontaneität und Freiheit einfach mal schreien zu können, Offenheit und auf andere zugehen zu können. Ruhe und Terminkalender dagegen assoziiert Ella mit Deutschland. Russen seien nicht so vorausschauend, was sich im Alltag widerspiegele. Sie sagt das nicht ohne ein Schmunzeln und betont, dass sie dies an den Deutschen sehr schätzt. Schließlich sei das einer der größten Unterschiede zu ihrer alten Heimat.

Ellas Geschichte zeigt, dass Grenzen nicht immer Hindernissen gleichkommen, sondern überwunden werden können. Toleranz und Akzeptanz der anderen Mentalität gehören dazu. Gleichzeitig ist Ella mit ihrer deutsch-russischen Familie ein positives Beispiel dafür, dass die eigene nationale Identität für gelungene Integration nicht aufgegeben werden muss. Das Miteinander kann gewinnen, wenn die Russen von der deutschen Terminkalender-Mentalität lernen und die Deutschen von der russischen Offenheit.

Alexandra Pecha

LEBENSWEGE

Charlotte Gräber – Eine Flucht aus Schlesien in den Wirren des Krieges **Wenn die Heimat für immer verschwindet**

„Die Kinder sind erfroren, da waren schon tote Kinder im Zug“. Diese Worte bleiben in Erinnerung, wenn Charlotte Gräber, 87, von ihrer Flucht erzählt. Die damals 22-Jährige flieht im Januar 1945 vor der herannahenden Roten Armee aus Breslau. Sie zählt zu den mehr als 9,6 Millionen Menschen, die in den deutschen Ostgebieten leben. Nach Kriegsende müssen diese Gebiete an die Alliierten abgegeben werden. Charlottes Flucht spielt sich aber noch in den Wirren des Krieges ab. Sie lebt mit ihrer Mutter Agnes in einer Wohnung am Rand der niederschlesischen Hauptstadt.

Charlottes Vater Friedrich ist im Herbst 1944 an Krebs gestorben. Ihre beiden Brüder sind als Soldaten im Krieg, einer von ihnen gilt seit eineinhalb Jahren als vermisst.

Mitte Januar 1945 kommt es zum Durchbruch der Roten Armee an der Weichsel. Als Reaktion darauf sollen in Breslau die Oderbrücken gesprengt und die Frauen und Kinder evakuiert werden. Da Charlottes Schwester Martha mit ihren beiden Töchtern auf der östlichen Oderseite wohnt, ziehen sie zu Charlotte und Agnes in die Wohnung. Dann geht alles ganz schnell: Am 20. Januar hat die Mutter Geburtstag und nur ein, zwei Tage später beginnt die Flucht.



*Charlotte Gräber vor der Jahrhunderthalle in Breslau mit
Anfang 20* *Foto: privat*

„Abends um zehn klopft es an unserer Tür und sie schreien: ‚Fertig machen, unten steht das Auto!‘. Es war ja mitten im Winter“. Die Familie zieht sich warm an und nimmt mit, was sie tragen kann. Die Mutter hat Proviant vorbereitet. Es gelingt, diesen einzupacken. Wer weiß, was unterwegs passiert. Es heißt, die Flüchtlinge aus dem

Osten verstopfen die Straßen. Das Auto entpuppt sich als offener Lastwagen. Frauen und Kinder sind den winterlichen Temperaturen auf der Pritsche gnadenlos ausgeliefert. „Der Laster wäre fast umgekippt, er war überladen und es war ja glatt“. Die Nachbarin, die mit ihrer kleinen Tochter ebenfalls flieht, schließt sich der Familie an.

Der Lastwagen bringt die Flüchtlinge nach Görlitz. Dort kommt Charlotte mit ihrer Familie in einer Gaststätte unter, deren Festsaal zum Schlafraum für die Flüchtenden wird. Sie übernachten auf Strohsäcken. Die Nachbarin bekommt eine andere Übernachtungsstätte zugewiesen. Am nächsten Morgen erfahren Charlotte und die anderen Flüchtlinge, sie müssten zum Bahnhof und mit den Zügen weiterfahren. Aber keiner weiß, wo die Nachbarin mit ihrer Tochter die Nacht verbracht hat. „Wir wussten nicht, was wir tun sollten. Uns wurde gesagt, wir müssen weiter“. So fahren sie ohne die Nachbarin zum Bahnhof.

Charlotte wird mit ihrer Familie per Zug nach Frankenberg, einer sächsischen Kleinstadt in der Nähe von Chemnitz, gebracht. Dort werden sie in einer Schule einquartiert, die als Bettenlager dient. Angehörige des Roten Kreuzes versorgen die Flüchtlinge mit Wasser und Nahrungsmitteln. Es sind viele alte Menschen dabei. In der Frankenger Schule müssen sie etwa eine Woche lang bleiben. Danach werden die Flüchtlinge auf die verschiedenen umliegenden Dörfer verteilt, Charlotte kommt mit ihrer Familie nach Mühlbach in eine Gaststätte. Hier verbringen sie zwei Tage, danach werden sie in die Schule von Mühlbach umquartiert. Dort erfahren sie, dass sie bleiben können. Vorerst.

Diese kleine Sicherheit veranlasst Charlotte, ihrer Schwester einen Vorschlag zu machen: „Weißt du was, wenn wir jetzt eine Weile hier sind, dann fahren wir noch mal nach Hause und holen ein paar Sachen“. Ende Januar machen sich die Schwestern erneut auf den Weg nach Breslau, obwohl dies bedeutet, dass Martha ihre Kinder bei ihrer Mutter zurücklassen muss.

Den Weg von Frankenberg nach Dresden teilen sie in mehrere Etappen auf, da durchgehende Zugfahrtscheine nicht mehr zu erhalten sind. Von Dresden aus fahren die beiden Schwestern mit einem Soldatenzug weiter. „Hier brauchten wir keine Fahrtscheine mehr, in Dresden herrschte Chaos“, sagt Charlotte Gräber. Die beiden Frauen erfahren, dass der Zug nicht direkt nach Breslau fahre, sondern über das Riesengebirge, um dort Soldaten abzusetzen.

Rückkehr nach Breslau

In Breslau fahren keine Straßenbahnen mehr. Die Waggons wurden als Verteidigungsbarrieren umgekippt. Charlotte und ihre Schwester müssen zu ihrer Wohnung laufen. Dort angekommen, fallen sie erschöpft in ihre Betten und schlafen die Nacht durch. Am nächsten Morgen sortieren sie ihre Habseligkeiten aus, die wegen möglicher Bombenangriffe im Keller lagern.

Da sie mehr mitnehmen wollen, als sie tragen können, nehmen sie Charlottes Fahrrad als Transportmittel mit. Im Keller findet sie der Gastwirt, der im Erdgeschoss des Hauses eine Wirtschaft betreibt. Als Rentner muss der Mann zur Verteidigung Breslaus in der Stadt bleiben. Er bietet den Schwestern an, sie mit dem Auto zum Bahnhof zu fahren. Am Bahnhof wartet bereits ein Zug Richtung Dresden.

„Die Kinder sind erfroren, da waren schon tote Kinder im Zug“. Charlotte und ihre Schwester treffen in den Waggons auf Flüchtlinge aus weiter östlich liegenden Gebieten, die schon mehrere Tage unterwegs sind. Zerlumpte Familien und Kinder, die im Zug erfrieren. „Der Zug hat Pausen gemacht, damit die Leute Wasser holen konnten und dann sind sie losgefahren und die Mütter waren noch draußen und die Kinder im Zug. Damals sind Sachen passiert, das kann man sich heute nicht mehr vorstellen“, erzählt Charlotte. Sie hat Tränen in den Augen. Der Zug bringt sie erneut nach Dresden, von dort fahren sie weiter nach Chemnitz und dann nach Frankenberg. Als Charlotte und Martha am letzten Aufenthaltsort der Familie, der Mühlbacher

Schule ankommen, sind sie entsetzt: Ihre Mutter und die Kinder sind nicht mehr dort. Der Schreck klärt sich schnell auf, die Familie hat ein dauerhaftes Quartier erhalten. In Obermühlbach wurde ihnen im Gasthaus „Eckert“ ein Zimmer zugewiesen. Das Wiedersehen mit der Mutter und Marthas Kindern ist Glück und Erleichterung zugleich. Charlotte und ihre Schwester sind bei der Rückkehr nach Breslau ein großes Risiko eingegangen. Das Gasthaus bleibt bis Kriegsende ihr Zuhause.

Neuer Anfang in Schlesien?

„Kurz nach Kriegsende hieß es, wir können wieder heim, wir müssen hier raus.“ Die Familie erhält nun auch keine Lebensmittelmarken mehr, daher entschließen sie sich, zurück nach Breslau zu gehen. Die erste Etappe können sie noch mit dem Zug zurücklegen. Dann gehen sie zu Fuß weiter, das Gepäck in einem Handwagen. Nachts schlafen sie bei Bauern. „Da waren auch die Russen, wir hatten immer Angst!“

In der Scheune eines Bauern, in der sie mit vielen anderen Flüchtlingen zusammen für eine Nacht unterkommen, kommt es zu einem Zwischenfall mit sowjetischen Soldaten. Die Soldaten dringen nachts in den Hof ein und vergewaltigen einige der Frauen. „Wir hatten Glück, wir konnten uns auf dem Heuboden verstecken“, sagt Charlotte. Am nächsten Tag zieht der Flüchtlingstreck weiter.

Die Grenze zwischen Schlesien und Sachsen ist geschlossen. Sie harren einige Tage aus, in der Hoffnung, doch noch passieren zu dürfen. Sie erbetteln Lebensmittel von den Bauern der Gegend und treten schließlich resigniert den Rückweg nach Obermühlbach an.

Bei der Ankunft im Gasthaus „Eckerts“ erfahren sie, dass Marthas Ehemann

Herbert, er war Soldat bei der Marine, in der Zwischenzeit in Obermühlbach gewesen ist. Er ist ihnen mit Charlottes Fahrrad nach Breslau gefolgt. „Natürlich hat sie geheult, sie wusste ja auch nicht, was passiert“.

Marthas Ehemann trifft unterwegs auf ehemalige Nachbarn aus Breslau, die ebenfalls in der Nähe von Frankenberg ihr Flüchtlingsquartier bezogen hatten. Auch sie sind auf dem Rückweg von der Grenze und berichten ihm, dass diese geschlossen sei und seine Familie vermutlich nach Obermühlbach zurückgekehrt ist. So finden sich Martha und ihr Mann Herbert doch noch wieder.

Mit Charlottes und Marthas Bruder, der ebenfalls Herbert heißt, stehen die Fliehenden in Kontakt. Die Familie weiß, dass er kurz vor Kriegsende beim Rückzug der Truppen verletzt wurde und in Marbach am Neckar, in der Nähe von Stuttgart, im Lazarett ist.

Bruder Heinz gilt seit zwei Jahren als vermisst und die Familie geht davon aus, dass er tot ist. Doch im Herbst 1945 kommt es zu einem unerwarteten Wiedersehen. Heinz war seit Herbst 1943 in russischer Gefangenschaft und findet die Familie nach langer Suche wieder. Die Wiederkehr ihres Bruders stellt den bewegendsten Teil in Charlottes Erzählungen dar.

Charlotte will nicht in Obermühlbach bleiben. „Ich bin aus der Großstadt, ich bleib doch nicht in so einem Nest!“. Sie will zu ihrem Bruder Herbert in den Westen. Im Sommer 1946 besucht sie ihn zum ersten Mal, die Reise ist illegal. Im Sommer 1947 überquert sie zum zweiten Mal die Besatzungszonen der Nachkriegszeit, erneut unerlaubt. Sie kommt nach Marbach am Neckar und findet eine neue Heimat, in der sie bis heute lebt.



Charlotte Gräber vor dem Breslauer Rathaus mit ihrer Tochter Ingrid und ihrer Schwiegertochter Sibylle (v.r.) und bei der Feier zu ihrem 85. Geburtstag, die ebenfalls in Breslau stattfand. Fotos: privat

Charlottes Erlebnisse auf dem Weg von Schlesien nach Westen böten viel Stoff für weitere Berichte über ihr Leben. Im Sommer 2007 unternimmt sie mit ihren Kindern eine Reise nach Breslau. An ihrem 85. Geburtstag trinkt sie Sekt vor dem Breslauer Rathaus und zeigt der Familie, woher sie kommt.

Auf die Frage, ob sie Breslau vermisse, antwortet sie: „Schon. Vor allem das Riesengebirge. Ich bin ja in Breslau geboren und aufgewachsen. Aber ich bin schon über die Hälfte meines Lebens in Marbach – und hier gefällt es mir auch“!

Jan Gräber



Der Platz, an dem ihr Haus in Breslau stand: Charlotte Gräber mit Sohn, Tochter und Schwiegertochter.



Dieses Foto entstand in Polen in den 1920er Jahren. Es zeigt Familienmitglieder und Freunde von Danielle Lechapt's Eltern Keile Storch (vorderste Reihe rechts) und Joseph Süsser (hinten, 2. von rechts). Weiter sind auf dem Bild zu sehen: (letzte Reihe, jeweils außen) die Brüder Singer, Freunde von Joseph Süsser. Daneben: Aaron, Maurice, Cyla und Abraham Storch, Geschwister von Keile Storch. Keiles Bruder Aaron wird aus Frankreich nach Auschwitz deportiert, wo er an Typhus stirbt. Ihr Bruder Maurice stirbt als Soldat in der französischen Fremdenlegion in den Ardennen. Ihre Schwester Cyla wird mit ihrem Mann und ihren Söhnen nach Auschwitz deportiert und ermordet. Abraham ebenso. Keile und Joseph überleben den Holocaust

Quelle: Danielle Lechapt

INTERVIEW

Danielle Lechapt: Die Geschichte eines Einwandererkindes während der Shoah **Jüdisches Kind, französisches Kind**

Danielle Lechapt wurde am 26. August 1938 in Paris geboren. Ihre Eltern, Keile (Clara) Storch (21. Juni 1912 in Hujze) und Joseph Süsser (*5. Dezember 1905 in Jonkew), polnische Juden, kommen 1933 in Paris an. In der neuen Stadt erleben sie einige glückliche Jahre. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges wird Joseph freiwilliger Soldat in der Fremdenlegion der französischen Armee. Keile bleibt in Paris mit ihrer Tochter Danielle. Nach der Razzia vom Vél' d'Hiv', am 16. Juli 1942,*

entscheiden die Eltern, ihr Kind auf dem Lande zu verstecken.

Heute ist Danielle Lechapt 71 Jahre alt. Ich lernte sie im Mémorial de la Shoah, der Shoah-Gedenkstätte, im Januar 2009 kennen, nahm ihre Fotos in das Bildarchiv auf und erfuhr von ihrer Geschichte. Sie lud mich zu einem Familienkaffeetrinken ein, in ihre Wohnung im zehnten Arrondissement von Paris, wo sie mit ihrem Mann lebt. Das einstige jüdische Einwandererkind hat eine

französische Familie. Einige Wochen später trafen wir uns für einen langen Nachmittag und sie erzählte ihre Familiengeschichte:

Meine Eltern wurden in Ostpolen geboren, in der Nähe der ukrainischen Grenze, in Galizien, bei Rawa Ruska, das heute in der Ukraine liegt. Meine Mutter lebte in Hujcze, das war ein *stetl*, eine jüdische Siedlung. Meine Mutter hat mir erzählt, dass es in Polen einen starken, alltäglichen Antisemitismus gab. Eine Erinnerung meiner Mutter: In Polen hat sie eine gute Ausbildung bekommen. Sie lernte Polnisch, aber ihre Muttersprache war Jiddisch. Sie lernte Deutsch in der Schule, Deutsch in gotischen Buchstaben. Den kleinen, jüdischen Mädchen, die Jiddisch sprachen, fiel das Deutschlernen leicht, leichter als den kleinen Polinnen. Und die Deutschlehrerin sagte: „Ihr Schweinejuden“. Das war Polen.

Mein Großvater mütterlicherseits war im Ersten Weltkrieg an der Cholera gestorben und meine Großmutter war mit 34 Jahren allein mit sieben Kindern. Alle Kinder mussten einen Beruf lernen, meine Mutter sagte immer, dass zu Hause großes Elend war. Meine Großmutter achtete die jüdische Religion und die Kinder mussten religiös sein und am Samstag Sabbat halten. Aber meine Mutter hat mir erzählt, dass ihre Brüder, die während des Sabbats nicht Fahrrad fahren durften, polnische Freunde baten, Christen, aus dem Dorf: „Bring mein Fahrrad zum Ausgang des *stetls*“. Und die Jugendlichen aus dem jüdischen Dorf fuhren heimlich Rad.

Mein Vater war in einer sozialistischen Jugendorganisation. Er war Bundist, das waren die jüdischen Sozialisten.

Sie sind in Paris ohne Papiere, ohne Arbeit angekommen

Meine Eltern sind im Jahr 1933 in Frankreich angekommen. Sie waren sehr glücklich, in Frankreich zu sein, es war eine glückliche Zeit für sie, 1932, 1933, für die Juden und für alle Einwanderer. Sie sind hier ohne Papiere und ohne Arbeit

HINTERGRUND

Von 2008 bis 2009 war ich Freiwillige der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste im Mémorial de la Shoah in Paris. Den Freiwilligendienst begleiteten Seminare, während derer wir uns mit der Übermittlung von Geschichte, mit Familiengedächtnissen beschäftigt haben. Wir haben uns gefragt, wie Geschichte in unseren eigenen Familien und Gesellschaften weitergegeben wird. Und wir sind selbst auf die Suche gegangen: Laura Bleier, eine Mitfreiwillige, und ich haben mit Danielle Lechapt gesprochen. Ihre ist die Geschichte eines französisch-jüdischen Kindes während des Zweiten Weltkrieges, eines Lebens mit der stetigen Auseinandersetzung mit dem tragischen Schicksal einer jüdischen Großfamilie polnischer Einwanderer. Das Gespräch mit Danielle Lechapt haben wir aufgezeichnet. Die Fotos stammen aus ihrer privaten Sammlung.

Im Jahr 2005 wurde Suzanne Marsollier auf Initiative Danielle Lechapt's posthum als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt. Seitdem ist ihr Name auf der Allee der Gerechten in Jerusalem eingeschrieben. Eine Straße in Mazangé trägt ihren Namen.

Dorothee Riese

angekommen, aber es gab Solidarität und die Bereitschaft, zu teilen.

Joseph hat zunächst als Tischler gearbeitet. Und so hat er sich gut integriert. Er hatte französische Freunde, die Arbeiter, mit denen er zusammen war. Meine Eltern haben schnell Französisch gelernt. Meine Mutter ist gekommen, um ihrer Schwester, meiner Tante Ceila, zu helfen, die zwei kleine Kinder hatte. Und meine Eltern haben am 25. Februar 1935 geheiratet. Dann bin ich geboren, das war 1938.

Meine Eltern entscheiden, mich auf dem Land zu verstecken

Im September 1939 überfiel Hitler Polen und da fing die Zeit der großen Katastrophe an. Mein Vater wurde freiwilliger Soldat in der französischen Armee, in den Regimenten, die „Fremdenlegion“ heißen, denn er war ja kein Franzose.

Meine Mutter blieb allein mit mir in Paris, denn zwei ihrer Geschwister gingen nach Nizza, das damals noch unter italienischer Besatzung war. Sie haben die Demarkationslinie überquert, um in die *Zone libre*, die nicht besetzte Zone, zu kommen. Denn sie hofften, dass es dort keine Probleme geben würde. Die Schwierigkeiten begannen, denn das *Statut des Juifs* (die antisemitische Gesetzgebung nach Vorbild der Nürnberger Gesetze; Anm. d. Verf.) wurde von der Pétain-Regierung beschlossen. Das Leben wurde immer schwieriger. Paris und alle Großstädte litten an Lebensmittelknappheit und sogar an Knappheit von Textilprodukten, es gab nichts in den Läden, man musste stundenlang Schlange stehen, um Brot und Milch zu bekommen.

1942, am 16. Juli, organisiert die französische Regierung eine große Razzia, die Razzia vom Vél' d'Hiv, (benannt nach einem Radsportstadion, wo die Verhafteten eingepfercht wurden; Anm.d.Verf.). Man bringt jüdische Familien in das Lager Drancy, das ist ein Wort, dass ich nicht ohne Schrecken aussprechen kann, selbst jetzt, im Jahr 2009. Nach dieser Razzia entscheiden meine Eltern, mich auf dem Land, weit weg von Paris, zu verstecken.

Was meinen Vater betrifft, er wurde 1940 Kriegsgefangener, zusammen mit Tausenden französischen Soldaten. Das war das „große Debakel“, so nennt man die Niederlage Frankreichs.

Er war Gefangener in einem Arbeitslager in Schlesien, glaube ich. Er war sehr krank und die Deutschen schickten ihn zurück nach Frankreich, er wurde in ein Pariser Krankenhaus, nach Créteil, gebracht. Er hat

eine französische Soldatenuniform und einen deutschen Namen, kein Problem für ihn, für die Deutschen ist er kein Jude. Mein Vater wurde nie als Jude belangt, denn mit seinem deutschen Namen hätte er ja auch Elsässer sein können.

Also ist mein Vater in Sicherheit. Er hat keinen jiddischen Akzent mehr, er spricht recht gut Französisch, bleibt im Krankenhaus von Créteil. Meine Eltern treffen sich und entscheiden, mich zu verstecken, ich war drei oder vier Jahre alt. Sie fassten diesen Entschluss, weil das Leben in Paris sehr schwer geworden war. Vor allem gibt es nichts mehr zu essen, es gibt keine Milch mehr für die kleinen Kinder und man kann von einem Moment auf den anderen verhaftet werden, wo auch immer, in der Metro, in einem Laden: Die Papiere. „Papiere“, das heißt „Ausweis“, das ist ein Wort, was wir selbst heute nicht hören können.

„Aha, Süßer, geborene Storch“ und der jiddische Akzent meiner Mutter und sofort nimmt man dich mit zum Kommissariat und vom Kommissariat nach Drancy und Drancy ist Auschwitz. Meine Eltern wissen, dass es für meine Mutter leichter sein würde, sich ohne mich zu verstecken. Meine Mutter trug den gelben Stern. Ich war zu jung, die jüdischen Kinder mussten den Stern ab sechs Jahren tragen.

Ich werde ein „bahaltenes Kind“. Das ist Jiddisch.

Mein Vater kannte Suzanne Marsollier nicht, aber er kannte das Dorf Mazangé. Deswegen haben sie gedacht: Dort werden wir einen Unterschlupf für unser Kind Danielle finden. Und dann, im Dorf angekommen, hat mein Vater ein Zimmer in einer Gaststätte genommen und er hat die Leute gefragt: „Ich suche eine Pflegemutter.“ Er fand eine Frau, deren Mann auch Kriegsgefangener in Deutschland war. Sie mochten sich, mein Vater sagte zu Suzanne: „Ich war zwei Jahre lang Kriegsgefangener in Deutschland. Ich bin aus gesundheitlichen Gründen zurückgeschickt worden und ich bin Jude.“

Sie kennen die Schwierigkeiten, die Gefahren für Juden. Wollen Sie mein Kind unter Ihren Schutz nehmen?“ Und diese Frau, die Suzanne Marsollier hieß, sagte: „Ja, ich möchte für Ihr Kind sorgen.“

Bei Maman Suzanne: Als wir uns zum ersten Mal sahen, mochten wir uns sofort, es war wie Liebe auf den ersten Blick

Und so werde ich im Loir-et-Cher wohnen, in der Nähe einer kleinen Stadt, Vendôme. Das ist im Westen, 200 Kilometer von Paris entfernt. Das ist gerade am Rand der *zone occupée*, dem deutschen Besatzungsgebiet. Es ist das ländliche Frankreich, sehr ruhig, ein ganz kleines 100-Einwohner-Dorf. Und da beginnt für mich eine sehr glückliche Zeit meiner Kindheit. Ich habe sofort gefühlt, dass es mir bei Suzanne gut gehen würde, dass ich bei ihr in Sicherheit sein würde. Sie hatte zwei Söhne, die gingen 100 Kilometer vom Dorf entfernt in die Schule. Sie war froh, ein kleines Mädchen zu behüten, und so werde ich das normale Leben eines Kindes vom Lande führen.

In Paris gab es keine Tiere. Dort habe ich die Tiere entdeckt. Sie hatte eine Katze namens Fripon. Seitdem liebe ich Katzen. Raymond, ihr Mann, war Tierarzt. Aber er war nicht da, denn er war Kriegsgefangener. Ich aß sehr gut bei Maman Suzanne, denn sie hatte noch Medikamente für die Tiere im Dorf: Die Bauern kamen, sie um Medikamente zu bitten, wenn ihre Hühner oder Kühe krank waren. Und als Gegenleistung brachten sie ihr Butter, Kartoffeln, *rilletes*, eine Art Hackfleisch, Käse. Ich war also das bestgenährte jüdische Kind Europas, nicht nur Frankreichs, sondern in ganz Europa.

Ich war sehr glücklich. Das Landleben war wunderbar. Ich ging in Mazangé zur Schule und ich hatte mehrere kleine Freundinnen, die ich alle 2005 wiedergegessen habe. Meine Mutter ist mich ein-, zweimal besuchen gekommen. Mein Vater auch. Wir hatten keine Schwierigkeiten, nur an einem Tag: Suzanne und ich, wir sind spazieren gegangen und, als wir zurückkamen,

standen deutsche Panzer und Tanklaster vor unserem Haus. Es war 1944 und die deutsche Armee war auf dem Rückzug nach Osten. Maman Suzanne hat große Angst



Keile Storch und ihr Mann Joseph Süsser mit der gemeinsamen Tochter Danielle.

Quelle: Danielle Lechapt

und ich auch. Vier, fünf Jahre bin ich und habe schon Angst vor den Deutschen. Ich fühle noch ihre Hand in der meinen: „Habe keine Angst, Danielle, habe keine Angst.“ Aber es ist nichts passiert und die deutschen Soldaten haben das Dorf verlassen, ohne jemandem etwas anzutun.

Wenn der Pfarrer die Heiligenbilder austeilte, gab er mir keine

In der Schule hieß ich Danielle Süsser, ein elsässischer Name, kein Problem. Wenn die Leute Suzanne fragten: „Das ist die Tochter meiner Schwester, das ist meine kleine Nichte.“

Ich ging jeden Sonntag mit Eliane zur Messe, sie war 12 oder 13 Jahre alt. Zur Sicherheit schickte man alle jüdischen Kinder zur Messe und manche wurden sogar getauft. Ich nicht. Aber ich kenne immer noch die Gebete: „Ich grüße dich Maria, voll der Gnade, und gesegnet ist Jesus, die Frucht deines Leibes...“. Zum Ende der Messe, wenn der Herr Pfarrer die Heiligenbilder austeilte, gab er mir keine. Ich war sechs Jahre alt und erinnere mich noch mit 70 daran... Gut, das war nicht so schlimm.

Aber ich fühlte, dass ich nicht ganz wie die anderen war. Damals, es war 1943, kam mein kleiner Cousin Izy Szeier aus Paris. Er ist der Sohn meiner Tante Dora, die einzige Schwester meiner Mutter, die überlebt hat, und deren Mann ist gerade mit dem Transport n°73 nach Litauen deportiert worden, wo er dann auch sterben wird. Isy, mein Cousin, ist bei der Mutter von Maman Suzanne versteckt: Ich bin sehr glücklich, einen Cousin zu haben, ich habe Verwandte wie alle anderen Kinder in Mazangé. Ich habe 60 Jahre später erfahren, dass es noch drei jüdische *enfants cachés*, versteckte Kinder, in Mazangé gab, die Kinder Zermanski, wir haben uns vor Kurzem getroffen, mit 70! Damals wusste man vorsichtshalber nichts.

Ich erinnere mich daran, wie die Katze Fripon gestorben ist. Da habe ich zum ersten Mal ein totes Lebewesen gesehen. Und ich war sehr traurig. Ich habe Radfahren gelernt, mit Raymond Marsollier, denn er kam aus der Gefangenschaft zurück. Es war das Fahrrad seines Sohnes Michel, ein schwarzes Männerfahrrad.

La Libération, die Befreiung: Die Juden sangen nicht

Dann sahen wir, wie die amerikanischen Soldaten kamen. Es war *La Libération*, die Befreiung. Die Franzosen waren glücklich, alle Leute sangen: « *Ah le petit vin blanc qu'on boit sous les tonnelles quand les filles sont belles du côté de Nogent...* » Die Juden sangen nicht, sie warteten auf ihre

Verwandten, hofften, dass sie zurückkommen würden. Wo waren sie? 1945 lebten die Verwandten, die in Polen geblieben waren, nicht mehr, die Amerikaner und Russen entdeckten all das Schreckliche und die Todeslager.

Wo ist die Familie?

Mein Vater hatte eine Schwester, von der er mir nie erzählt hat. Meine Mutter hatte sieben Brüder und Schwestern, eine große Familie.

Ihre älteste Schwester, ich habe sie nie kennen gelernt, hieß Zlate, sie war mit meiner Großmutter in Polen geblieben. Wir haben sie nie wieder gesehen. Sie wurden in Polen ermordet, mit Zlates kleinen Kindern, Dora, Isak, Schie und Rozia. Entweder sie wurden direkt von den ukrainischen Helfern der Nazis erschossen oder nach Belzec deportiert, das war das Vernichtungslager, das am nächsten war. Meine liebste Tante, Tante Ceila, war vor dem Krieg nach Frankreich gekommen und meine Mutter war ihr gefolgt, um ihr im Haushalt zu helfen. Tante Ceila wurde in Angoulême festgenommen, mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern, Samuel und Charles. Sie wurden nach Drancy deportiert, dann nach Auschwitz. Sie sind nicht zurückgekehrt und ich bin untröstlich über den furchtbaren Tod meiner Tante und meiner kleinen Cousins.

Ein Bruder meiner Mutter, Maurice, war französischer Soldat wie mein Vater. Er ist als Soldat gestorben, als französischer Soldat. Das war weniger schlimm für meine Mutter.

Meine anderen Onkel sind nach Nizza geflohen, wo sie nach Abzug der italienischen Armee gefangen genommen wurden, denn die deutsche Armee besetzte nun das Gebiet. Diese beiden Onkel wurden gefangen genommen, ihre beiden Frauen und kleinen Kinder, Isy und Robert, konnten sich retten.

Von den sieben Geschwistern Storch haben nur meine Mutter Keile und meine Tante

Dora, die Mutter von Isy, überlebt. Isy und Danielle, wir sind die letzten Glieder dieser langen Kette polnischer Juden, die mit uns verschwinden wird.

Warum kann ich nicht zu Maman Suzanne zurück?

Und ich? Ich war bei der *Libération*, bei der Befreiung, sechs Jahre alt. Von meiner Rückkehr nach Paris habe ich alles vergessen.

Ich habe wohl den Zug genommen, ich weiß nicht wie. Ich bin wieder in Paris, mit meiner Mutter, die Jiddisch spricht. Das ist eine Sprache, die ich nicht schön finde. Warum spricht Mama kein Französisch? Ich sage zu ihr: „Warum sprichst du kein Französisch?“, „Warum sprichst du dieses Kauderwelsch?“ Ich hasste diese Sprache, ich wollte sie nicht lernen. So ging es mir sehr lange. Ich mochte das Jiddische nicht. Ich lebte nicht mehr auf dem Lande und meine Mutter war in einer schwierigen Lage: Eine sehr kleine Wohnung, Geld verdienen, schmerzhaft Erfahrungen und Verluste. „Warum kann ich nicht zu Maman Suzanne zurück? Warum kann ich nicht aufs Land?“ Das waren die Fragen, die ich meiner Mutter stellte. Für meine Mutter und mich war es schwierig, wieder eine normale Beziehung zu haben, wir hatten nie mehr eine zärtliche Beziehung.

Danach, lebte ich das ganz normale Leben eines Kindes nach der *Libération*. Ich ging in die Schule und auf das Victor-Hugo-Lyzeum: Frankreich gab uns eine gute Bildung, umsonst und laizistisch.

Ich habe es schon gesagt, ich habe nicht wirklich gelitten. Für meine Mutter war es schrecklich, damit zu leben, dass sie ihre fünf Geschwister und ihre Mutter nie wieder sehen würde. Ich habe es sehr schnell verstanden, meine Eltern haben mich zu den Filmen über die Lager mitgenommen, als ich 15 war.

Ich habe den Kontakt mit Suzanne Marsollier immer aufrecht erhalten, aber oft gesehen habe ich sie nicht mehr. Ich bin in

den Ferien bei ihr gewesen, als ich 14 Jahre alt war, ich habe ihr Neujahrskarten geschickt und mit ihr telefoniert, ich habe ihr meinen Mann vorgestellt und später meine Töchter Emmanuèle und Marianne.

Wir haben nie über den Krieg gesprochen. Überhaupt nicht. Wir haben das Wort *juif*, „Jude“, nie ausgesprochen. Ich bedauere es. Sie hat etwas Außergewöhnliches getan, indem sie ein jüdisches Kind versteckt hat. Sie riskierte ihr Leben, aber wie alle *justes*, alle Gerechten, dachte sie, dass sie etwas ganz Einfaches und Normales tat, während sie ihr Leben aufs Spiel setzte...

Die Eltern erzählen

Mit meinem Vater und meiner Mutter habe ich über diese Zeit gesprochen. Mein Vater mochte Suzanne sehr.

Meine Mutter hat mir viel über Polen erzählt. Mit 40 Jahren habe ich angefangen, meine Eltern zu fragen. Davor hat man nicht die Zeit. Man möchte sein eigenes Leben aufbauen, man hat Kinder. Und man will vergessen. Danach erkennt man, was wichtig ist. Wenn man Zeit hat – manchmal ist es zu spät. Man sieht, dass die Eltern alt werden, man versteht, dass man sie fragen muss, aber sie wollen auch vergessen, den Schmerz aus ihrem Gedächtnis löschen.

Sie können mich nicht kennen, Sie sind zu jung

Als Suzanne 1994 starb, war ich bei ihrer Beerdigung in Mazangé und ihre beiden Söhne Michel und Gérard Marsollier waren auch da. Für das Dorf war ich eine Fremde geworden, für dieses Dorf, das ich sehr gern habe, aber niemand kannte mich mehr. Es war ein sehr schwieriges Erlebnis. Dann ist ein junger, 25-jähriger Mann zu mir gekommen, er hat mich erkannt. Er sagte, „Guten Tag! Sie sind Danielle.“ Ich antwortete, „Sie können mich nicht kennen, Sie sind jung, Sie sind so alt wie meine Töchter.“ Er sagte, „Doch, ich kenne Sie. Meine Großtante Suzanne hat mir erzählt, dass sie während des Krieges ein kleines,

jüdischen Mädchen bei sich hatte.“ Suzanne hat dies also ihren Neffen und Großneffen erzählt, sie wusste, dass sie das Leben eines jüdischen Kindes gerettet hat und dass das sehr gefährlich war: Juden zu helfen, konnte die Deportation bedeuten.

Für mich war es eine fremde Sprache

Das Jiddische war die Muttersprache meiner Eltern. Ich hörte sie zu Hause Jiddisch sprechen, aber ich wollte es nicht verstehen... Das erste Mal, dass ich das Jiddische bewusst gehört habe, war wohl mit sieben Jahren. Für mich war das eine fremde Sprache. Mit mir sprachen meine Eltern Französisch, untereinander aber sprachen sie Jiddisch. Als ich, mit 50 Jahren, angefangen habe, Jiddisch zu lernen, konnte ich mich an einige Wörter erinnern. Das Alltagsjiddisch: „Gib mir das Brot“, „Geh schlafen“, „Halt den Mund“, *Schweigen still*.

Wenige Dinge. Aber ich habe erfahren, dass es eine wunderschöne Sprache ist, die im 19. Jahrhundert von 15 Millionen Menschen gesprochen wurde. Mit Literatur, großen Schriftstellern... Es gab Kulturvereine in Warschau, in Berlin, in Wilna, in Russland. Es gab jüdische Theater, Literatur, Zeitungen, Zeitschriften, Musik. Das, ja das ist es Hitler gelungen zu zerstören. Wir, wir haben überlebt, aber die jiddische Sprache überlebt nicht, es ist vorbei.

Ich glaube, dass ich trotz allem einen Widerstand in mir habe, es fällt mir schwer, diese Sprache zu sprechen, die dem Deutschen sehr ähnelt. Ich habe beschlossen, sie zu lernen, als ich in Dachau und Mauthausen war. Wir haben diese Gedenkstätten besucht und es gab viele Tafeln auf Jiddisch und Hebräisch. Ich stand vor diesen Gedenktafeln und konnte sie nicht lesen. Da habe ich mich geschämt und mir gesagt: „Du wirst eines Tages Jiddisch lernen“. Jetzt kann ich die Sprache meiner Mutter lesen und verstehen: Das ist eine Treue zu meiner Familie, eine letzte Kerze, die ich in ihrem Gedenken anzünde.

Dieses Gespräch wurde geführt von Laura Bleier und Dorothee Riese

Aus dem Französischen übertragen von Dorothee Riese

Die jiddischen Namen sind wie in der Originalfassung geschrieben. Viele jüdischen Einwanderer haben sich in Frankreich französische Vornamen gegeben.

LEBENSWEGE

Idan Segev sagt: „Woanders zu leben bedeutet, kritisch zu bleiben“

Tel Aviv, Berlin, Paris – und zurück?

Idan Segev lebt in Paris. Auswanderer zu werden hat er nie beschlossen. Und doch ist er einer, sagt er, ein „émigré sans décision“, ein entschlossloser Auswanderer. Mit 23 Jahren ist Idan entschlossloser Auswanderer geworden und bleibt es bis heute. Er ist 30 Jahre alt.

Israel, sagt er, ist sein Ort. Sein Lebensmittelpunkt. Hier leben Familie, Freundinnen, Freunde, um die er sich oft sorgt. Hier ist es sonnig, fröhlich sein kann er hier. Spricht er von Israel, spricht er von Schmerz, Sorge, Zorn. Vor allem aber von Liebe, Zärtlichkeit.

Die linke, schwul-lesbische Bewegung „Kvisa Schora“ (übersetzt: „schwarzes Waschmittel“) entstand im Jahr 2001. Durch direkte Aktionen und als provokant empfundene Demonstrationen machten sich ihre Anhänger bemerkbar. Als Gruppe Unterdrückter setzte sich Kvisa Shora während der Zweiten Intifada für die Palästinenser ein. Idan Segev war dabei. Der Schmerz, die Sorge, die Liebe zu seinem Land trieben ihn dazu. Dass Israel sehr klein ist, ist für Idan zentral. Wenn Krieg ist, ist der Krieg nicht irgendwo, er ist den Menschen gegenwärtig, er ist vor der Haustür und in den Familien präsent. Freunde, Freundinnen sterben, jung, sie tun grausame Dinge. Die öffentliche Debatte ist gereizt, aggressiv, zornig. Die Aktivisten, Aktivistinnen der Kvisa Schora unternehmen provokante Aktionen. Nicht selten werden sie verhaftet, wegen Störung der öffentlichen Ordnung.

Dann ist Idan nach Berlin aufgebrochen, es war im Jahr 2003. Über ein Jahr haben er und seine Freunde zwei Aktionen pro Woche mitgemacht, es war ein Leben am



Idan Segev in der Nähe des Kibbutz', wo er aufgewachsen ist. Foto: privat

Limit. Eine Beziehung zerbrach darüber, in Tel Aviv wollte Idan nicht bleiben. Im September ging er nach Berlin, blieb, kam wegen Geldmangels nach Israel zurück, ging wieder. In Kreuzberg und Neukölln lebte er vor allem bei Freundinnen. Das Leben in Berlin gefällt ihm, er lernt viele Leute kennen, Israelis, Deutsche. Die Berliner alternative Szene nimmt ihn und viele andere Ausländer herzlich auf, er fühlt sich wohl. 2004 heiratet er in Berlin. Aber er merkt, dass er Israel verbunden bleibt.

Dass er in Deutschland nicht bleiben kann, spürt er bald. In Deutschland wird er oft festgelegt, festgenagelt, ist hier Israeli, Jude. Jude zu sein, ist neu für ihn. Viele aus der deutschen Linken wissen wenig über den Israel-Palästina-Konflikt, sagen viel Unüberlegtes, oft spürt Idan verdeckten Antisemitismus. In Deutschland ist er empfindlich, zu nah kommen ihm die Leute auf der Straße. Ständig muss er Stellvertreter sein. Stellvertreter der Juden, Stellvertreter der israelischen Regierung,



Die erste Demonstration der israelischen Bewegung Kvisa Shora in Tel Aviv zum „Pride Day 2001“
Foto: privat

normaleres Leben haben. Ist das denn möglich für dich? Nein, denkt er, befürchtet er, sagt er. Ein normales Leben in Israel? So nah sind dort die Freunde, die Soldaten werden (müssen) oder verhaftet werden, weil sie nicht Soldaten sein wollen. Für Idan ist dort ein normales Leben kaum denkbar. Wird er immer wieder nach Europa zurückkehren?

Vielleicht.

Wahrscheinlich.

Hoffentlich kann er bald

Stellvertreter Israels. Deutsch lernt er kaum. Deutschland hat ihn ermüdet.

die französische Staatsbürgerschaft bekommen.

In Paris kann er leichter sein als in Deutschland

Jetzt lebt Idan in Frankreich. Im Herbst 2005 ging er zu seinem Freund nach Paris. Er hatte nicht vor, lange zu bleiben. Fuß zu fassen würde ihm schwer fallen, dachte er. Aber Französisch lernte er schnell und er fand Arbeit bei Aktion Sühnezeichen, einem deutschen Verein, der Shoah-Überlebende und einst von Nazis verfolgte Gruppen unterstützt. In Paris kann Idan leichter sein als in Deutschland, hier ist er nicht immer Stellvertreter, ist nicht so empfindlich für Antisemitismus, weil die Leute ihm nicht so nah kommen, meint er. In Paris ist es leichter, sich abzugrenzen. Hier hat er ein normaleres Leben, wohnt mit seinem Freund zusammen, arbeitet politisch, aber das Politische reicht nicht immer ins Private. Es ist ein „ruhigeres, aber auch ein wenig langweiliges“ Leben.

Solange er in Europa ist, wird ihm Israel stets fehlen. Er wird in Sorge sein. Und doch ist er jetzt in Europa. Er sagt: „Auch einmal woanders zu leben, bedeutet für mich, kritisch zu bleiben. Ich möchte nach Wegen suchen für ein Land, wo Krieg die Wirklichkeit prägt.“

Dorothee Riese



Idan Segev mit einer Freundin in Paris.
Foto: privat

Mit seinen Gedanken ist Idan oft in Israel. Oft fährt er nach Hause. Zu Hause ist Israel. Er ist in Sorge um Israel. Deshalb möchte er bald zurück, wann weiß er nicht. Aber das Land ist zu klein, zu konfliktgeladen, für immer kann er nicht da bleiben. Wie er sich sein Leben in Israel vorstellt? Er müsste etwas ruhiger leben als früher, ein

LITERARISCHES

Auszüge aus Joseph Roths Roman „Hiob“

Auswanderer wider Willen

Mendel Singer (Vater), Deborah (Mutter) und Miriam (Tochter) wandern nach Amerika aus. Sie sind Juden aus Galizien. Mendel Singer ist orthodoxer Jude. Weil Miriam eine Liebesbeziehung zu einem nicht-jüdischen Soldaten hat, beschließt die Familie auszuwandern. Sie lassen den Sohn Menuchim zurück, weil er an Epilepsie leidet. In Amerika erwartet sie Sohn Schemarjah, der um der russischen Wehrpflicht zu entgehen, aus Galizien geflohen ist. Immer wird sie der Wunsch, zurückzukehren und Menuchim wieder zu sehen begleiten...

„Der Samowar summt, Deborah hauchte in ein Trinkglas und putzte es blank. Dann tranken Mendel und Deborah gleichmäßig mit gespitzten Lippen. Plötzlich setzte Mendel das Glas ab und sagte: ‚Wir werden nach Amerika fahren. Ein Unglück schwebt über uns, wenn wir bleiben.‘ Es blieb eine Weile still und dann leise:
„[Miriam] geht mit einem Kosaken““ (Kap. VI)

„So beginnt deine Reise nach Amerika“, sagte Sameschkin. „Was fahrt ihr auch immer so viel in der Welt herum! Der Teufel schickt euch von einem Ort zum andern. Unsereins bleibt, wo er geboren ist, und nur wenn Krieg ist, zieht er nach Japan.“
Mendel Singer schwieg. [...]
Plötzlich begann Mendel zu schluchzen. Mendel weinte, mitten in einer fremden Nacht, neben Sameschkin.
Der Bauer drückte seine Fäuste gegen die Augen, denn er fühlte, dass er auch weinen würde.

Dann legte er einen Arm um die dünnen Schultern Mendels und sagte leise:
„Schlaf, lieber Jude, schlaf dich aus!“
(Kapitel VII)

[...]

„Den vierzehnten Abend der Seereise erleuchteten die großen feurigen Kugeln, die von den Leuchtschiffen abgeschossen wurden. ‚Jetzt erscheint‘, sagte ein Jude, der schon zweimal diese Fahrt mitgemacht hatte, zu Mendel Singer, ‚die Freiheitsstatue. Sie ist hunderteinundfünfzig Fuß hoch, im Innern hohl, man kann sie besteigen. Um den Kopf trägt sie eine Strahlenkrone. In der Rechten hält sie eine Fackel. Und das schönste ist, dass diese Fackel in der Nacht brennt und dennoch niemals ganz verbrennen kann. Denn sie ist nur elektrisch beleuchtet. Solche Kunststücke macht man in Amerika.‘

[...]

Auf einmal stand Schemarjah vor ihnen. Alle drei erschrakten auf die gleiche Weise. Sie sahen gleichzeitig ihr altes Häuschen wieder, den alten Schemarjah und den neuen Schemarjah, genannt Sam. Sie sahen Schemarjah und Sam zugleich, als wenn ein Sam über einen Schemarjah gestülpt worden wäre, ein durchsichtiger Sam.
Es war zwar Schemarjah, aber es war Sam. Es waren zwei.

[...]

Der erste sprach mit seiner alten Stimme – sie hörten nur die Stimme, nicht die Worte. Der zweite schlug mit seiner Hand seinem Vater auf die Schulter und sagte, und jetzt erst hörten sie die Worte: ‚Halloh, old chap!‘ und verstanden nichts.
Der erste war Schemarjah. Der zweite war Sam.“
(Kapitel IX)

„Mendel', sagte sie manchmal, 'sollen wir nicht umkehren, Menuchim sehn?'
'Und das Geld, und der Weg und wovon leben? Glaubst du, dass Schemarjah so viel geben kann? Er ist ein guter Sohn, aber er ist nicht Vanderbilt. Es war vielleicht Bestimmung. Bleiben wir vorläufig! Menuchim werden wir hier wieder sehen, wenn er gesund werden sollte.'
Dennoch heftete sich der Gedanke an die Abreise in Mendel Singer fest und verließ ihn niemals.“
(Kapitel X)

Zusammengestellt von Dorothee Riese



Zur Goldenen Hochzeit von Gottlieb Gräber und seiner Frau kamen Tochter Martha, Enkelin Gladis und Tochter Gertrud (hinten von links) aus USA zu Besuch.

Foto: privat

RECHERCHEANLEITUNG

Jan Gräber beschreibt den Weg zur eigenen Migrationsgeschichte

„Kismanitz oder so“ – Auf der Suche nach amerikanischen Gräbern

Auswanderer, in meiner Familie? Das ist eine Frage, mit der ich mich bisher nicht nachhaltig beschäftigt habe. Migration, sowohl Aus-, als auch Einwanderung ist ein Thema das gern vernachlässigt wird und auch meine Familie stellt da keine Ausnahme dar. Dabei hat beinahe jeder Mensch in irgendeiner Form Verwandte oder Bekannte mit einem Migrationshintergrund. Während unseres Seminars „Lebenswege von Auswanderern“ habe ich mich näher mit diesem Thema befasst und bin tatsächlich auf Migranten in meiner Familie gestoßen.

Es fing an als neugieriges, aber völlig zielloses Nachforschen nach ein- oder ausgewanderten Verwandten. Die nötigen

Recherchegrundkenntnisse erhielt ich in unserem Seminar. Über spezielle Datenbanken im Internet kann man auf Stammbäume, alte Passagierlisten, Geburts- und Sterbeurkunden und vieles mehr zugreifen.

Auf einer dieser Suchseiten, ancestry.de, gab ich meinen Namen „Gräber“ in die Suchmaske ein. Das Ergebnis waren 1,2 Millionen Übereinstimmungen. Glücklicherweise gibt es in der Suchmaske noch weitere Auswahlkriterien, die einem gestressten Studenten 1,2 Millionen Klicks ersparen. Ich fügte meinem Nachnamen noch die ‚urgräberische‘ Heimatstadt Marbach am Neckar hinzu.

5	Graeber	✓	Martha	5-16-28	15	✓	f	s	servant	7-505986-148/27	"
	Bückle	✓	Minna		21	✓	f	s	seamstress	2-24610311	"

Marbach	Father: Gottlieb Gräber, Marbach o/N.	N.Y.	New York Bronx
Ziegel- hausen	Father: Heinrich Franz Bückle, Ziegelhausen, Kl. Gemünderweg 2. Wash.	Colton	

Drei Geschwister wanderten nach USA aus: Martha (1922), Emil (1923) und Gertrud (1928). Auszüge der Passagierliste von Martha sind oben zu sehen, die ihrer Geschwister Emil und Gertrud unten auf dieser Seite.
Quelle: ancestry.de

Die Übereinstimmungen verringerten sich schon deutlich, nur noch rund 108 000 Treffer. Die meisten entpuppten sich als Nieten und es dauerte etwas, bis ich Charles Gräber, geboren 1857 in Marbach, ausfindig machen konnte. Ich fand seinen amerikanischen Reisepassantrag aus dem Jahr 1900.

Charles oder ehemals Karl war bereits 1883 in die USA ausgewandert. Meine Eltern bestätigten mir in einem kurzen Telefonat, dass wir tatsächlich amerikanische Auswanderer in der Familie haben. War das also ein Vorfahre von mir? Da alle Gräbers in Marbach in irgendeiner Form verwandt sind, nehme ich das stark an, eine einwandfreie Verbindung konnte ich allerdings nicht herstellen. Also weiter recherchieren.

Der nächste Schritt war es, Verwandte intensiver nach Erinnerungen auszufragen. Da mein Großvater Adolf, der die direkte Verbindung zur Familie Gräber darstellte, bereits gestorben ist, wandte ich mich an seine Frau, meine Großmutter Charlotte. Sie bestätigte mir, dass wir Auswanderer nach Amerika in der Familie haben. Diese seien Tanten und ein Onkel meines Großvaters. Martha, Gertrud und deren Bruder, dessen Vornamen Charlotte nicht kannte.

Emigriert seien die Tanten und der Onkel kurz nach dem Ersten Weltkrieg und Martha heiße jetzt „Kismanitz, oder so ähnlich“. Die zwei Tanten seien 1948 für die Goldene Hochzeit ihrer Eltern noch einmal nach Deutschland gekommen, dabei lernte Charlotte sie kennen. In dem Gespräch mit meiner Großmutter erfuhr ich mehr, als ich erhofft hatte und bekam zusätzlich sogar ein

QUINTER	GERTRUD	18	✓	f	s	CLERK	Y	1-1023
GRAEBER	GERTRUD	18	✓	f	s	CLERK	Y	GERMAN
DEHRER	RICHARD	25	✓	M	s	FARMLAB	Y	1-423

GRAEBER	EMIL	19	✓	M	s	LOCKSM.	Y	1-11745-1234
		18	✓	M	s	JOINER	"	

Foto der zwei Tanten. Über die Gründe, die die Auswanderer für ihr Weggehen hatten, konnte ich aber leider nichts herausfinden.

Nun galt es, in einem nächsten Recherschritt die neuen Informationen richtig zu verwerten. Also versuchte ich erneut, die Suchmaske von ancestry.de zu füttern. Dieses Mal mit mehr und besseren Informationen. Und siehe da, nach einigen Anläufen fand ich eine Frau namens Martha Graeber Krismanitz. Martha Graeber und etwas das so ähnlich klang wie „Kismanitz“ - das konnte kein Zufall sein. Der Treffer war vom „California Death Index“, also eine Sterbeurkunde von 1984. Geboren war Martha am 15. Oktober 1906. War das ‚meine‘ Martha? Wenig später erhielt ich die Antwort. Ich fand eine Passagierliste mit dem Eintrag einer Martha Graeber, geboren 1907 in Marbach. Ausgewandert ist sie 1922, mit 15 Jahren auf dem Schiff „Mount Clay“ aus Hamburg Richtung New York.

Jeder neue kleine Hinweis stellte ein Erfolgserlebnis dar und animierte mich weiter zu suchen. Ich wollte mehr wissen, Verbindungen zwischen den Puzzleteilen herstellen.

So fand ich auch noch Gertrud Graeber, wieder mit Passagierliste und einem Vermerk im Sterberegister. Und schließlich entdeckte ich sogar den zunächst namenlosen Bruder Emil. Allen Anschein nach ist Martha als Erste im März 1922 in die USA gereist. Ende Dezember 1923 folgte der ein Jahr ältere Emil und 1928 die 1910 geborene Gertrud.

Ihre Beweggründe habe ich nicht herausfinden können. Aber wie bei vielen Deutschen gaben wohl die unsicheren politischen und vor allem wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Ersten Weltkrieg den Ausschlag. Gab es bereits vorher Verbindungen in die USA? Ich kann nur mutmaßen.

Sicher ist, dass ein gewisser William Graeber (*1850) 1867 in die USA auswanderte und 1906 einen US-Ausweis beantragte. Außerdem lebte auch der oben erwähnte Charles Gräber in den USA. Beide

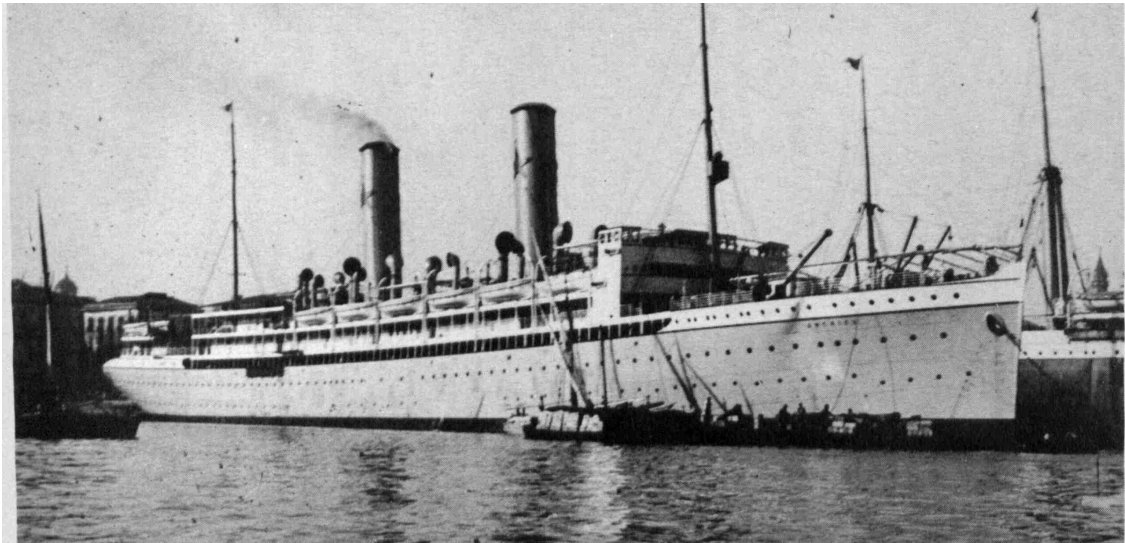
kamen aus Marbach und eine Verbindung zu meinen Urgroßtanten ist möglich.

Erst gestern hat sich eine ganz neue Möglichkeit aufgetan. Ich bin bei ancestry.de auf ein Mitgliedsprofil gestoßen, für das jemand Bilder von Gertrud Graeber ins Internet geladen hat. Der Profilname beinhaltet den Namen „Willow“, genauso hieß Gertruds Mann. Ich habe ihm eine E-Mail geschrieben und hoffe nun, neue Verbindungen herstellen zu können.

Übrigens hat mir mein Vater gesagt, dass wir auch Verwandte in der namibianischen Hauptstadt Windhoek haben. Auf ancestry.de konnte ich einen gewissen Hermann Graeber (*ca.1883) ausfindig machen, der im Mai 1907 mit dem Schiff „Windhuk“ nach Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, gefahren ist.

Vielleicht kann ich hier neue Erfolgserlebnisse verbuchen und meinen Stammbaum weiter ausbauen. Verwandte auf der ganzen Welt zu haben, ist auf jeden Fall ein Vorteil. Ich habe mir sagen lassen, Namibia sei eine Reise wert.

Jan Gräber



Die „America“, mit der Onkel George den Atlantik überquerte. Das Schiff fuhr von 1921 bis 1932 zwischen New York, Plymouth, Cherbourg und Bremen. Quelle: ancestry.com

LEBENSWEGE

Auf den Spuren eines Familienmythos

Die Geschichte von Onkel George

Als Georg Trost Anfang des 20. Jahrhunderts aus einem schwäbischen Dorf in die Metropole New York auswanderte, war dies der Beginn einer Erzählung, die über die Jahre hinweg zum Mythos des „Onkel George“ wurde. Auf den Spuren des Onkels meines Opas ziehe ich einen Vergleich zum heutigen Abenteuer Auswandern: Wie erging es George damals und wie würde es mir heute ergehen?

Der Traum vom Auswandern – ein Traum, der bis heute viele Deutsche fasziniert. Wer in neues Leben aufbricht, wagt einen mutigen Schritt. Und nimmt Abschied von der Heimat. Ob Abenteuerlust oder Abschiedsschmerz überwiegen, hängt maßgeblich von den Umständen ab: Die Gründe zu gehen sind ebenso unterschiedlich wie die Orte, wo ein neues Leben aufgebaut werden soll. Auch der Zeitpunkt der Auswanderung hat großen Einfluss auf die Entscheidung, wo es hingehen soll.

Während Auswanderung früher meist einen Abschied für immer darstellte, bieten sich

heute mehr Möglichkeiten, den Kontakt zur Heimat zu halten und durch Besuche zu pflegen.

Auch in meiner Familie gibt es den Traum vom Auswandern. Das weiß ich nicht erst, seitdem ich meine eigene Neugier für fremde Länder und Kulturen entdeckt habe, schließlich haben meine Eltern die große Reiselust an mich weitergegeben. Dass es einen Auswanderer nach Amerika in unserer Familie gibt, erfuhr ich dagegen erst durch eine Erzählung meiner Mutter.

Die Geschichte von „Onkel George“, meinem Urgroßonkel, der vor über 90 Jahren nach Amerika auswanderte, umwehte immer ein Hauch von Bewunderung und Abenteuer: Der junge Georg aus dem kleinen Dorf Dettingen an der Erms zog hinaus in die Welt; nach New

York, der Weltmetropole schlechthin, und zog als George in ein neues Leben. Über die Jahre entwickelte sich die Erzählung über den Onkel, der nach Amerika ging, zu einem Familienmythos. Details wurden weggelassen, vergessen oder verschwiegen, andere dazu gedacht, die Erzählung durch Bewunderung und eigene Wunschvorstellungen angereichert.

Doch was daran ist wirklich wahr? Wie war es für den damals jungen Georg Trost aus Dettingen auszuwandern? Ich nahm seine Spuren in unserem Familienleben als Anlass für einen Vergleich von Auswanderung damals und heute: Wie wäre es für mich heute an seiner Stelle auszuwandern? Ist es heute einfacher oder gar schwerer auszuwandern? Oder bleiben die Gefühle angesichts einer so zukunfts-schweren Entscheidung dieselben?

Die Erinnerung an „Onkel George“

Georg Trost war das jüngste Kind und wuchs in Dettingen mit zwei älteren Schwestern auf. Seine Rolle als Nachzügler in der Familie prägte seine Jugend. Seine Mutter starb früh und es gab nur wenig Kontakt zur Verwandtschaft. So war der junge Georg auf seine beiden Schwestern angewiesen.

Während eine seiner Schwestern früh heiratete und als Mutter von fünf Kindern eine eigene Familie gründete, war das Verhältnis zwischen Georg und seiner anderen Schwester nicht besonders eng. Glaubt man der Familiengeschichte, welche die zweite Schwester Georgs als „böse“ charakterisiert, so war sie es, die ihm das

Leben schwer machte. Er musste sich wohl verloren, vielleicht auch allein gelassen gefühlt haben. Eines Tages jedenfalls entschloss er sich zum Aufbruch in ein neues Leben.

Was für einen Beruf Georg gelernt hatte, ob er zu dieser Zeit eine Arbeit hatte oder Arbeitslosigkeit einen weiteren Anlass für das Verlassen der Heimat bot, ist nicht überliefert. Er muss zu dieser Zeit, so glaubt meine Mutter, Anfang 20 gewesen sein. Das genaue Jahr seiner Auswanderung aber war

Georges Einbürgerungsantrag, den er im Februar 1930 in New York stellte und eigenhändig unterschrieb. Quelle: ancestry.com

bis zu meinen Recherchen für unser Seminar und für diese Geschichte ebenso wenig bekannt wie sein Geburtsjahr.

Mit dem Schiff und tausenden anderen Auswanderern fuhr Georg Trost in seine neue Heimat Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. In New York baute er sich ein neues Leben auf. Dort lernte er seine spätere Frau Elsie kennen, ebenfalls eine Auswandererin aus Deutschland. Die beiden bekamen eine Tochter, Barbara. Meine Mutter erinnert sich, dass diese kein Deutsch sprach. Mutter hatte ihren Großonkel George in den 1970ern einmal in USA besucht.

George selbst besuchte seine alte Heimat offenbar nur einmal, in den 1950ern. Wie es für ihn war, nach so langer Zeit in das kleine

42	Trust	George	Head	R	45	A	M	W	27	M	26	21	20	New York	German
		Elsie	Wife	H			V	F	W	26	M	25	21		German

IONS TO BE USED | Col. 6—Indicate the head-maker is each
Col. 9—Radio and... R
Col. 12—White — W
Col. 14—Single — S
Col. 23—Naturalized — N

In der Volkszählungsliste von 1930 wird George als „Head“; als Oberhaupt der Familie geführt. Bei ihm und seiner Frau Elsie werden hier neben Alter, Geschlecht, Familienstand, Herkunftsland und –sprache Angaben zur Bildung sowie die Hautfarbe verzeichnet.
Quelle: ancestry.com

Dorf am Fuße der Schwäbischen Alb zurückzukehren, darüber weiß in unserer Familie niemand etwas. Umso lebhafter aber sind die Erinnerungen an einen Gegenbesuch meines Großvaters Anfang der 1970er Jahre in Amerika. Dort traf er nicht nur Georges neue Familie und machte sich ein Bild vom amerikanischen Leben seines Onkels, sondern lernte auch viele andere deutsche Auswanderer kennen, die ihn nachhaltig beeindruckten.

Einige Jahre nach diesem Besuch starb George, wie seine Tochter ein paar Jahre zuvor, an Magenkrebs. Zum Ehemann und den Kindern Barbaras bestand – wohl auch wegen der Sprachbarriere – kein Kontakt, so dass mit dem Tod Georges auch die Erzählung vom Auswanderer unserer Familie endet.

Auf den Spuren von Georg Trost

Angeregt von dieser Figur, die als Geschichte immer wieder in unserer Familie auftauchte, aber für mich meist abstrakt blieb, machte ich mich auf die Suche. Die wenigen Eckdaten, die ich von Georg Trost aus Dettingen kannte, genügten, um einen ersten Treffer in den Datenbanken des Internetportals ancestry.com zu finden: Die Passagierliste des Schiffes „America“, mit dem er von Bremen nach New York fuhr. Da sein Name sowie seine Heimatadresse mit meinen Informationen übereinstimmten, konnte ich mir sicher sein, die erste Spur meines Urgroßonkels gefunden zu haben.

Nun erfuhr ich auch sein Geburtsjahr, 1903, sowie das Jahr seiner Auswanderung, 1923. Mit 20 Jahren verließ Onkel George seine Heimat. Wie er sich dabei wohl gefühlt hat? Ob er wusste, dass dieser Abschied – bis auf ein, zwei Besuche – für immer sein würde? Wie er und seine Schwestern sich

wohl fühlten, als sie voneinander Abschied nahmen? Oder fiel es ihm vielleicht sogar leicht zu gehen, war ihm die Heimat nach seiner eher unglücklichen Jugend gar nicht so sehr ans Herz gewachsen? Mit welchen Hoffnungen, Träumen oder auch Ängsten verband er seinen Aufbruch nach Amerika? Auf all diese Fragen gibt die alte Passagierliste keine Antwort. Aber sie drängen sich mir auf. Die Geschichte von Onkel George wird plötzlich wirklich. Zu gehen in dem Wissen, nie wieder zurückzukommen, ist für mich unvorstellbar. Amerika scheint mir nicht so fürchterlich weit weg zu sein, schließlich weiß ich, wie lange ein Flug nach New York dauert, was die Reise kostet. Doch hatte Onkel George dieses Wissen auch? Wusste er, was ihn dort erwartete?

Würde ich heute nach New York auswandern, so wäre ich sicher gut vorbereitet. Des Englischen mächtig, müsste ich mir – um die Einreisebestimmungen zu erfüllen – Visum, Arbeitserlaubnis und einen Job besorgen. Ja, ich müsste nachweisen, dass ich über genügend finanzielle Mittel verfüge, den Rückflug in meine Heimat antreten zu können. Ich würde per e-Mail Bewerbungen verschicken, über Telefon Jobinterviews führen, im Internet Wohnungsanzeigen lesen und über die bei „google maps“ hinterlegten Karten den Weg von der neuen Wohnung zur neuen Arbeit verfolgen können.

Ankunft in der neuen Heimat

Doch all diese Möglichkeiten hatte George nicht. Auf den Schiffspapieren gibt er seinen Beruf als „Logist“ an. Ob er wohl schon eine Arbeit dort hatte? Und eine Unterkunft? Sprach er überhaupt Englisch? Wie war es, als er zum ersten Mal amerikanischen Boden betrat? Musste auch er über das für

uns heute so symbolhafte Ellis Island einreisen und wurde vom Anblick der Freiheitsstatue in Amerika begrüßt? Wie war die Ankunft in Amerika für ihn, einem Land, das für ihn eine lange Woche Schiffsahrt entfernt lag – für mich nur sechs Stunden Flug.

Als Onkel George dort ankam – laut Passagierliste am 15. Dezember 1923 –, konnte er wohl noch nicht wissen, wie sich sein neues Leben entwickeln würde. Durch einen zweiten Treffer in den Internetdatenbanken erfahre ich mehr. Laut der amerikanischen Volkszählungslisten des Jahres 1930 arbeitete er als Elektriker an der Universität und hatte im Alter von 26 Jahren seine ein Jahr jüngere Frau Elsie geheiratet.

Wie und wo er sie kennenlernte, verraten mir diese Papiere nicht. Dennoch frage ich mich, welche Geschichten hinter den nüchternen Fakten stecken. War es wichtig für ihn, eine deutsche Frau zu heiraten? Pfl egte er die Verbindungen mit anderen deutschen Einwanderern? Wie schnell hatte er sich in der neuen Welt eingefunden?

Die Antwort darauf finde ich in einem weiteren Dokument: Seiner „Naturalization“, dem Antrag auf Einbürgerung. Sechs Jahre nach seiner Ankunft wurde er Amerikaner, er war wohl in der neuen Heimat angekommen. Sein Traum vom Auswandern wurde wahr und offensichtlich gelang ihm dies erfolgreich. Ein weiteres Dokument, ein Eintrag im Sterbeverzeichnis der US-Behörden verrät mir, dass er 1982 starb. Seine letzte Adresse scheint ein Altenheim in der Nähe von New York gewesen zu sein.

Welches Leben, welche freudigen Ereignisse und welche Schicksalsschläge hinter all den Dokumenten und Fakten stecken, kann ich nur erahnen. Auch darüber wie es mir heute ergehen würde, wollte ich ein neues Leben an einem anderen Teil der Erde beginnen, kann ich nur spekulieren. Obwohl die Umstände dafür heute einfacher erscheinen mögen, meine Hoffnungen, aber auch meine Sorgen angesichts dieses Neuanfangs wären dieselben wie die, die Onkel George wohl empfand: Heimweh, Einsamkeit oder aber Freude am Neuen, Erfolg am Gelingen.

Wissen werde ich das leider nie, dennoch konnte ich meinen Teil zum Familienmythos um „Onkel George“ beitragen...

Alexandra Pecha



1936 war mein Großvater Karl Stupka (Mitte) Hopfenkönig in Saaz

Foto: privat

LEBENSWEGE

Wenn die Familiengeschichte Überraschungen birgt:

Die eigene Uroma in Amerika entdeckt

Im Rahmen des Seminars „Lebenswege von Auswanderern – Ein interdisziplinäres Studienprojekt“ hatte ich ursprünglich vor, über die Reisebedingungen von Auswanderern zu forschen. Mit welchen Verkehrsmitteln, auf welchen Strecken reisen sie? Was erleben sie dabei? Was nehmen Auswanderer mit auf die große Reise? Schließlich werden sie ja von nun an ihr Leben in einem anderen Land führen.

Zu Beginn des Seminars sprachen wir über die deutschen Auswandererströme nach Amerika im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Amerika – ein Kontinent, der mich bislang wenig reizte. Bis meine Oma in einem unserer Gespräche nebenbei erwähnte: „Die leibliche Mutter deines Opas ist auch nach Amerika ausgewandert.“ Erstaunt schaute ich sie an. Wieso wusste

ich das nicht? Warum wusste das niemand in unserer Familie außer ihr? Weshalb sprach man in unserer Familie nicht über die leibliche Mutter meines Großvaters?

Im Laufe des Semesters folgte ich den Lebensspuren meines Großvaters Karl Stupka und denen seiner Mutter Mathilde Kripner. Ich kann mich noch gut an meinem Großvater erinnern. Ich höre ihn noch lachen. Manche Menschen hinterlassen der Nachwelt viel, auch wenn sie selbst schon längst gestorben sind.

Mein Opa war ein Mann, den alle zutiefst respektierten und ehrten. Er hatte viele Freunde, sowohl in der Nachbarschaft als auch weiter weg, die ihn immer wieder besuchten. Besucher fühlten sich sofort willkommen bei ihm. Jedoch war er zugleich



*Karl und Betty Stupka mit ihrem ältesten Sohn Karl-Heinz, 1952.
Foto: privat*

auch ein „Mann von Welt“. Er war gebildet und an Kunst und Musik interessiert.

So besaß er eine ungemeine Liebe zum Detail. Dies äußerte sich unter anderem in seinem handwerklichen Geschick: Er schreinerte wunderschöne Möbel. Einmal fertigte er lederne Mokassins mit kleinen Stickereien für mich an. Aber auch sein Blumenbeet pflegte er mit sehr viel Liebe. Darüber hinaus war er sehr an Menschen und ihren Geschichten interessiert.

Doch dachte er zugleich auch in größeren Zusammenhängen und war so an dem Weltgeschehen, vor allem an der Politik, interessiert. Es gab stets lebhaft Diskussionen mit ihm und es war nicht einfach, sich neben ihm zu behaupten, da er sehr viel Wissen mit einer fast unschlagbaren Argumentationstechnik vereinte.

Ich hatte das große Glück, meinen Großvater besser kennen zu lernen als manches andere seiner damals sechs Enkelkinder. Bis zum fünften Lebensjahr wuchs ich bei meinen Großeltern auf. Meine Eltern waren zu diesem Zeitpunkt beide berufstätig. Da wir im selben Ort und sogar in derselben Straße wohnten, war dies für meine Eltern eine Erleichterung und für meine Großeltern eine Freude.

Erst später erfuhr ich, dass mein Opa starke Stimmungsschwankungen hatte. Er litt vor allem an den Kriegserlebnissen – psychisch wie auch physisch. So hatte er einen Granatsplitter in der Lunge wegen eines Lungenstreifschusses und wurde deshalb 1942 aus Stalingrad ausgeflogen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich als Kind jemals negative Stimmungen bei ihm gespürt hätte.

Nur von seiner leiblichen Mutter wollte mein Opa offenbar nichts wissen. Das erzählte mir meine Großmutter vor kurzem: „Dein Opa war sehr loyal

gegenüber der Frau, die ihn erzog und die er seine ‚Mutter‘ nannte“: Anna Stupka (geborene Lang). Nachdem für meinen Urgroßvater Eduard Stupka klar war, dass Mathilde Kripner ihn mit dem gemeinsamen Sohn allein gelassen hatte, soll er oft gesagt haben: „Ich hab' kein Gusto auf Frauen mehr“. „Gusto“, damit meinte er, dass er keine Lust mehr hatte, sich auf Frauen einzulassen.

Es waren die Leute im Dorf, die der Meinung waren, dass „da kloine Korl“, wie er im Dorf genannt wurde, dass also der kleine Karl doch eine Mutter bräuchte. Als mein Opa Karl fünf Jahre alt war, heiratete sein Vater Eduard. Zuvor war der Junge von seinen Großeltern Maria-Anna und Franz Stupka, meinen Urgroßeltern, erzogen worden.

Heiratete mein Urgroßvater wegen des großen sozialen Druckes? Wie war es wohl damals, ein uneheliches Kind zu haben? Und noch dazu von der Mutter des Kindes verlassen worden zu sein? Wie sehr Karl Stupka an seiner Stiefmutter Anna hing, verdeutlicht eine Erzählung meiner Oma: Als mein Opa in die Schule kam, brach er sich im ersten Schuljahr einen Arm. Jeden Tag besuchte ihn seine Stiefmutter im Krankenhaus. „Da kloine Korl“ wollte sie



Ein Dokument meines Urgroßvaters Eduard Stupka, der so genannte Heimatschein. Quelle: privat

ihm riet, nicht seine Heimatadresse anzugeben. „Wenn du sagst, dass du aus Saaz bist, stecken sie dich in ein Arbeitslager in Deutschland, bevor du in deine Heimat zurück kehren kannst“, soll der Kamerad ihm damals gesagt haben.

So gab Karl Stupka die Adresse dieses Kameraden an und gelangte auf diese Weise 1946 nach Hannersgrün in der Oberpfalz. Hier lernte er seine zukünftige Frau und meine Oma, Barbara Dobmeier, heute Betty Stupka, kennen und am 23.06.1948 heirateten sie.

Offene Fragen

Was waren die Gründe für Mathilde Kripner, meine leibliche Urgroßmutter, im Jahre 1922 ihren Mann, ihren zwei Jahre alten Sohn und ihre Heimat zu verlassen, um in Amerika ein neues Leben anzufangen? Und warum hatte mein Großvater, als er in Amerika war, nicht nachgeforscht?

Diese Fragen spukten mir immer noch durch den Kopf, so dass ich in unserem Lebenswege-Seminar in Schiffs- und Passagierlisten und anderen Dokumenten in einer Internetdatenbank forschte. Ich wollte mehr über die Gründe der Ausreise von Mathilde Kripner erfahren. Vielleicht würde ich herausfinden, warum sie nicht zurückgekehrt war, obwohl sie das offenbar vorhatte.

Das Ergebnis war überraschend, ließ meinen Puls schneller schlagen und brachte einige schlaflose Nächte und lange Telefonate mit meiner Oma mit sich: Mathilde Kripner, auch unter Mathilde Kripnerovna bekannt und später in USA als verheiratete Matilda Morgan, wurde am 2.03.1899 in Saaz/ Zatec geboren.

Vor 1918 sprach man nur sporadisch von „Sudetenland“ und meinte damit das Siedlungsgebiet in den böhmischen Ländern Böhmen, Mähren und Österreich-Schlesien, da sie ein Teil der Österreichischen Monarchie waren. Zur Zeit des

dann gar nicht mehr gehen lassen und soll sich fest an den Henkel ihrer Tasche geklammert haben.

Im Land der Mutter

Jahre später sollte mein Großvater nochmals die Chance haben, Nachforschungen über seine Mutter anzustellen. Im November 1944 geriet Karl Stupka in Aachen in amerikanische Gefangenschaft und wurde 1945 über Frankreich im Unterdeck eines Schiffes nach Amerika gebracht. Dabei soll er sehr große Angst vor den U-Booten gehabt haben, da der Weltkrieg zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu Ende war. Auf amerikanischem Festland angekommen nutze Karl Stupka jedoch die Chance nicht, Nachforschungen nach seiner leiblichen Mutter anzustellen.

In einem amerikanischen Gefangenenlager traf mein Opa dann einen Deutschen, der

Geburtsurkunde

(Pfarramt ~~Ständesamt~~ Stankowitz über Saaz, Sudetenland Nr. Tw.IV.-75.)

----- K a r l K r i p n e r -----

ist am 11. Oktober 1920 -----

in Twerschitz-75., Kreis Saaz, Sudetenland ----- geboren.

Mutter: Das ledige Dienstmädchen Mathilde Kripner, wohnhaft
in Twerschitz-75., evangelisch Augsb. Konfession.-----

Anderungen der Eintragung: Karl Kripner ist von dem Landwirt Edu-
ard Karl Stupka durch Vertrag vom 7. März 1938 an Kindes Statt
angenommen worden. In dem Vertrag ist bestimmt, dass das Kind
nur den Familiennamen " S t u p k a " führen soll.-----

Stankowitz, Sdg den 30. Oktober 1944

Weltkriege wurden die deutschen Bewohner dann Sudetendeutsche genannt, wohingegen sie vor 1900 als „Deutsch-Böhmer, Österreicher...“ bezeichnet wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Sudetenland, und damit auch Saaz bzw. Zatec, in die Tschechoslowakei wieder eingegliedert und die deutsche Volksgruppe, etwa 3,5 Millionen deutschsprachige Einwohner, wurden vertrieben.

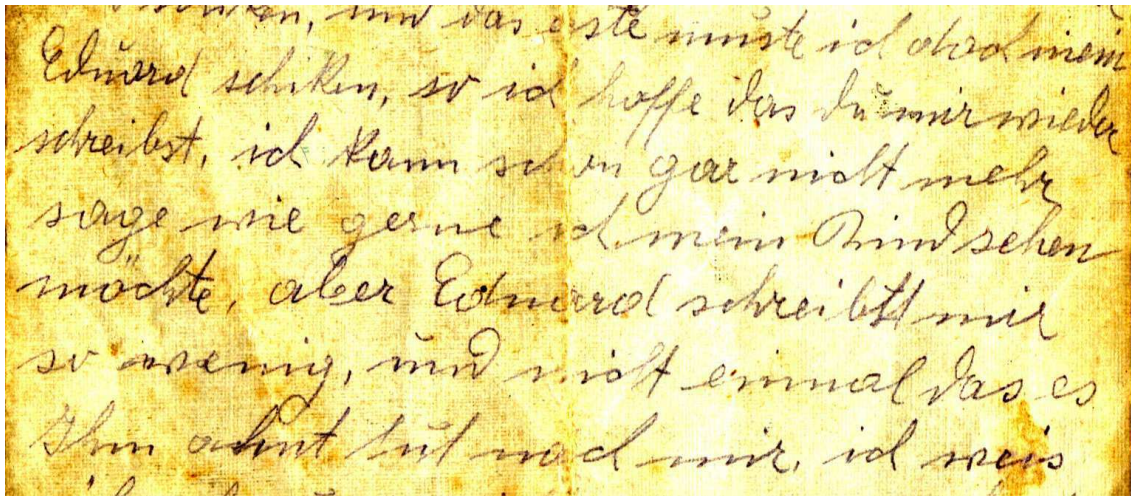
Mathildes Vater Josef Kripner war von Beruf Bürstenbinder und heiratete am 6.02.1888 Antonia Kripner (geborene Cerney).

Unsere Seminarleiterin Liane von Droste fand über die Datenbanken im Internetportal ancestry.com sogar den Wohnort heraus: So scheinen die Kripners im Jahr 1913 am Wenzelsplatz in Saaz gewohnt zu haben. Ein weiteres, im Internet entdecktes Dokument besagt, dass Pauline, eine Schwester von Mathilde, 1907 in der Nikolaystraße in Saaz gelebt hat. In Mathildes Geburtsort war es auch, wo Mathilde Kripner Eduard Stupka (geboren am 23.04.1866) kennenlernte. Am

11. Oktober 1920 bringt sie hier auch ein Kind zur Welt: Karl Kripner.

Aus den Erzählungen meiner Großmutter geht hervor, dass Mathilde Kripner die Absicht hatte, zurück zu kehren. Am 17. März 1922 reist sie an Bord der „Aquitania“ von Cherbourg in Frankreich nach Amerika aus. Mathilde schrieb Briefe nach Hause. So wissen wir heute, dass sie ihre Heimat, Eduard Stupka und ihren Sohn vermisste. Warum sie ging, bleibt jedoch unklar.

Schon ein Jahr später, am 30. Juni 1923, heiratet sie den Amerikaner Wallie J. Morgan. Er wurde am 4. Februar 1896 in Stephanson im Staat Michigan geboren. 1925 bringt Matilda Morgan ihren zweiten Sohn, Raymond Morgan, zur Welt. Aus den US-Volkszählungslisten aus dem Jahr 1930 erfuhr ich, dass Mathilde zu dieser Zeit unter der Adresse 24th Avenue in Seattle im Nordwesten der USA lebte, zusammen mit ihrem zweiten Sohn Raymond, ihrem Mann Wallie und dessen beiden Brüdern Clifford R P Morgan und Hilmer Morgan.



In diesem Brief, den Mathilde Kripner 1922 aus Amerika an Freunde in Saaz schickt, schreibt sie:
„(...) so ich hoffe, dass du mir wieder schreibst, ich kann schon gar nicht mehr sagen, wie gerne ich
mein Kind sehen möchte, aber Eduard schreibt mir so wenig und nicht einmal das es ihm ahnt tut
nach mir (...)“ Der Ausdruck „nach jemandem ahnt tun“ wurde zu Mathildes Zeit verwendet für
„jemanden vermissen“)
Quelle: privat

Über die Internetdatenbanken erfahre ich außerdem, dass Wallie am 8. Februar 1975 im Alter von 79 Jahren in Seattle, San Francisco, starb. Bis hierher führen die Spuren zu meiner Urgroßmutter Mathilde. Und hier enden sie. Vorerst.

Wie es in dem Ort jetzt aussieht und was die Menschen dort noch über meinen Großvater oder sogar über meine Urgroßmutter wissen, würde ich gerne in nächster Zeit selbst heraus finden.

Bettina Melzner

Zurück in Tschwerschitz

Mein Opa Karl bezeichnete sich stets als „Heimatvertriebener“ und erzählte viel über „Sudetendeutschland“. Er hatte eine sudetendeutsche Heimatzeitung abonniert und freute sich, wenn er die ein oder andere Person darin entdeckte, die er „von früher“ kannte. Im Jahr 1972 wurde zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der CSSR der Prager Vertrag geschlossen. Mit diesem Vertrag wurden unter der sozialliberalen Koalition Ansprüche auf Grenzrevision aufgegeben und die völkerrechtliche Normalisierung im Verhältnis zur CSSR eingeleitet.

Im Juli 1978 reiste mein Opa mit mehreren Familienangehörigen in seinen Heimatort Tscherschitz/ Tvršice bei Saaz/ Zatec. Das Haus, in dem er aufgewachsen war, stand noch. Es war jedoch verlassen.

Info

Nach Abschluss unseres Lebenswege-Seminars ereignete sich im März 2010 etwas Außergewöhnliches. Wie die Autorin dieses Beitrags, Bettina Melzner, von einer weiteren Urenkelin von Mathilda Kripner, verheiratete Morgan, erfuhr, dazu lesen Sie mehr im Editorial zu dieser Seminarzeitung auf den Seiten 3 und 4.

LEBENSWEGE

Eine spannende Biografie: Eugen von Boeck wanderte 1852 nach Südamerika aus
„Mit Leib und Seele Dozent“



Konvertierter Benediktinermönch trifft Offizierstochter aus gutem Hause mit unehelichem Kind: Eugen von Boeck und Adelheid Kapff lernten sich 1852 auf einem Auswanderschiff nach Chile kennen und heirateten noch an Bord. Wie es dazu kam, dass ihre Nachfahren Verwandte aus Deutschland zufällig in einem Stuttgarter Archiv kennenlernten, lesen Sie hier... Quelle: privat

Eugen von Boeck wanderte 1852 auf einem Schiff nach Südamerika aus. Auf seiner schicksalhaften Reise traf der Auswanderer die junge Adelheid Kapff, die mit ihrem unehelichem Sohn Adolf an Bord war. Beide schlossen mit ihrem alten Leben ab und begannen ein neues: Er als ehemaliger Benediktinermönch, sie als Tochter aus gutem Hause. Sie heirateten noch auf dem Schiff. In Südamerika wurden beide einflussreiche Persönlichkeiten. Der passionierte Familienforscher Dr. Wolfhart-Dietrich Schmidt erzählte in unserem Migrationsseminar die bewegende

Erfolgsgeschichte der deutschen Auswanderer. Der Reutlinger wie auch seine Frau Walburg, geborene Gauß, haben mit Adelheid Kapff gemeinsame Vorfahren. Schmidts gemeinsamer Vorfahre mit Kapff ist Balthasar Moser (1487-1552), seine Frau teilt mit der Auswandererin die Ahnenlinie zu Johann Jakob Moser (1660-1717).

Eugen von Boeck wurde am 13. Juli 1823 in Kempten im Allgäu geboren. Er entstammte einer bayrisch-katholischen Adelsfamilie. Nachdem er seine Eltern Alois von Boeck und Honoria von Bannwarth im Alter von

DICIEMBRE JU EYES 13 DE 1888.

Nº 697.

OBSERVACIONES METEOROLOGICAS

HECHAS EN COCHABAMBA EN EL MES DE OCTUBRE DE 1888.

Fecha.	Higrómetro Altimétrico			Higrómetro August.			Termómetro Gráfico R.		Pluviómetro.	Mañana	Tarde.	Noche	
	Temperatura R.	%	Grado de saturación.	Temperatura R.	Temperatura R.	Grados de agua.	Máximo.	Mínimo.					
1	16	42	5	20	12	5.8	22	5	0	Claro	Claro con viento i nubes	Relámpagos; claro	
2	15	48	6	18	12	7	21	7	0	Claro	Nuboso i cubierto	Claro	
3	16	49	6.5	19	14	9.0	23	7	0	Claro	Claro y algunas nubes	Nubes y claro	
4	15.6	51	6	20	14	8.5	21	5	0	Claro	Cubierto y goteando	Claro	
5	16.6	50	7	21	14	7.7	24	7	0	Claro	Algo cubierto	May cubto. al S goteo inmensurable	
6	16.6	51	7.2	21	14	7.7	23.8	9	0	Claro	Nubes en el horizonte	Arrebol y claro	
7	18	42	6.5	22	14	7.1	25	9	0	Claro	Algunas nubes	Arrebol y claro	
8	16	52	7.5	21	12	5.1	22	4	0	Claro	Cubierto; viento	Cubierto	
9	15.1	64	9	19	5	14	8	22	9	0	Cubierto	Claro y pocas nubes	Claro
10	16	40	4	20	13	7	23	9	0	Claro	Claro	Claro, relámpagos al E.	
11	16.8	42	5	21	14	7.7	23	6	0	Claro	Algo cubierto	Muy cubto. al E relámpagos	
12	16	60	9	20	15	9.7	22	9	6.3	Algo cubierto	Nuboso y viento	Viento fuerte y lluvia.	
13	15	58	8	18	14	9.6	22	8	6.3	Lluvia y nuboso	Nubes	Viento, mas tarde claro	
14	15	51	6	19	14	9	21	7	0.3	Lloviendo, nuboso	Nubes	Claro	
15	15	50	6.2	20	14	8.5	22	8	0	Claro	Nubes y viento	Nubes; claro	
16	16	50	7	20	15	9.7	22	6	0	Claro	Nubes y viento	Claro	
17	17	41	5.2	22	12	4.5	25	7	0	Claro	Claro	Claro	
18	17.5	51	8.5	22	15	8.5	24	9	0	Claro	Claro	Claro	
19	18	45	7.5	22	15	8.5	25	9	0	Claro	Claro y viento	Claro	
20	18	50	8.2	21	13	6.4	22	9	0	Claro	Nubes i viento fuerte	Algo cubierto	
21	17.3	43	6	22	15	8.5	25	9	0	Claro	Nubes y viento	Relámpagos al N. y E.	
22	16	51	6	20	14	8.5	23	9	0	Claro	Algo cubierto	Claro	
23	16	46	5	21	15	9.1	23	6	0	Claro	Nubes al N truenos lejos	Claro	
24	16.6	40	4.8	21	16	10.5	23	7	0	Claro	Nubes y viento	Claro	
25	16	45	6	21	13	7.7	23	5	0	Claro	Nubes y viento fuerte	Viento y algo cubierto	
26	16.7	50	7.5	21	15	9.1	23	4	0	Claro	Nubes y viento fuerte	Tempestad i goteando, claro	
27	15	47	5.5	20	14	9.5	24	8	7.2	Claro	Nubes al horizonte N.	Tempestad lluvia; arrebol	
28	13	63	7	16	13	9.6	18	7	1.4	Cubierto	Nubado y lluvia	Algo cubierto; arrebol	
29	15	57	7.5	20	14	9.5	22	5	0	Claro	Nubes y cubierto	Claro; Arrebol	
30	16	56	8.4	20	15	9.7	21	6	0.2	Claro	Cubierto viento i lluvia	Algo nublado	
31	16	50	7	21	15	9.1	22	5	0	Algo cubierto	Nubes y algo cubierto	Tempestad; relámpagos; goteo	
Término mesa	16	50	6.8	20	14	8.1	25	4	21.7				

Cochabamba, noviembre 10 de 1888.

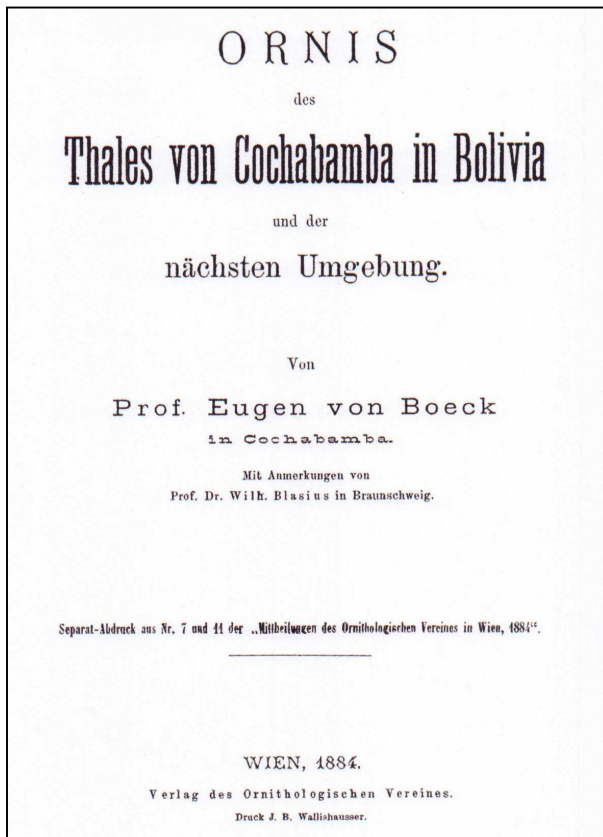
Eugenio von Boeck.

Eugen von Boeck gründete und leitete in Südamerika mit Erfolg mehrere Schulen, er führte Wetterbeobachtungen durch und arbeitete als Ornithologe (siehe nächste Seite). Quelle: privat

acht Jahren verloren hatte, kümmerte sich der Onkel, der Priester Francis Salesius von Boeck, um ihn und seine vier Geschwister. Die Waise Eugen wurde ins Priesterseminar „Josephstift“ in Augsburg geschickt. Mit 17 Jahren trat er dem Benediktinerkloster in Augsburg bei und studierte als Mönch viele Sprachen: Neben Latein, Hebräisch und Griechisch sprach er vier moderne Sprachen. Mit 24 Jahren lehrte der Katholik bereits an der Universität München. „Er war

mit Leib und Seele Dozent“, hat Schmidt herausgefunden.

Als der Benediktinerorden jedoch Mitte des 19. Jahrhunderts von seinen Mönchen verlangte, wieder ein zurückgezogenes Leben hinter Klostermauern zu führen, entschloss sich von Boeck, den Orden zu verlassen. Die neue Linie der Ordensleitung missfiel ihm so sehr, dass er gar



evangelisch wurde – im katholischen München ein mutiger Schritt.

Als eine Schule in Valdivia im Süden von Chile einen deutschen Lehrer suchte, nutzte von Boeck seine Chance und entschloss sich auszuwandern. 1852 machte er sich über den Hamburger Hafen auf seinen schicksalhaften Weg nach Südamerika. Auf dem Segelschiff „Hermann“ lernte er die Offizierstochter Adelheid Kapff aus Ludwigsburg mit ihrem unehelichen, einjährigen Sohn Adolf kennen.

Adelheid Kapff wurde am 2. Januar 1826 in Esslingen geboren und wuchs in einer vermögenden Familie auf. Wohl, weil es als mit einem unehelichen Kind in jener Zeit sehr schwierig war, suchte auch die junge Frau auf der anderen Seite der Welt einen Neuanfang. Ein Schritt, der für eine ledige Mutter mit einem Kleinkind mitten im 19. Jahrhundert viel Mut erforderte.

Es scheint, als wollte sie ihr altes Leben hinter sich lassen. Denn der Familienforscher Schmidt hat herausgefunden: Adelheid hatte einen Antrag auf Ausreise nach Nordamerika gestellt, reiste aber nach Südamerika. Schmidt vermutet: „Sie wollte nicht, dass man ihren Spuren folgen kann.“ Beide, von Boeck und Kapff wollten mit ihrem alten Leben abschließen - und begannen gemeinsam ein Neues: Sie heirateten noch auf dem Schiff, von Boeck adoptierte Adelheids Sohn Adolf. Das Paar hatte dann noch vier weitere Kinder: Emma, Albert, Clara und Eugen. Sie wurden alle in Valdivia in Chile geboren, der neuen Heimat.

Von Boeck und die Schulen in Südamerika – eine Erfolgsgeschichte

An der Schule in Valdivia stieg von Boeck schnell auf. Schon nach einem Jahr wurde er stellvertretender Schulleiter, ein weiteres Jahr später Direktor. „Er fiel auf durch moderne Unterrichtsmethoden“, hat Schmidt herausgefunden. Von Boecks aktiver Beitrag half der Schule bei ihrer Entwicklung. Als der Vertrag mit der Schule 1861 auslief, fragte ihn eine deutsche Firma, ob er eine Handelsschule im Süden Perus gründen würde. Von Boeck zögerte nicht lange. Auch diese Schule entwickelte rasch einen guten Ruf. Er legte Wert auf Englisch, Deutsch und führte naturwissenschaftliche Fächer ein. Der Hobbyhistoriker Schmidt betrachtet seine „großen pädagogischen Fähigkeiten“ als das Rezept zum Erfolg.

Die Nachricht über seinen Erfolg reichte weit über die Landesgrenze hinaus, so dass ihn ein Brief aus Cochabamba, einer Stadt in Bolivien, erreichte mit der Bitte, dort eine Privatschule zu gründen. Von Boeck nahm die Aufgabe an und auch diese Schule wurde ein Erfolg. Er war nicht nur ein offenbar außergewöhnlich guter Lehrer und Schulleiter, sondern hatte viele weitere

Talente. Er betrieb Ornithologie und publizierte unter anderem die Werke „Die Vogelwelt von Valdivia“ und „Die Vogelwelt von Cochabamba“. Außerdem beschäftigte er sich mit Meteorologie und schrieb Wetterprognosen für die Zeitung „El Heraldo“ in Cochabamba.

Als seine Frau Adelheid 1885 starb, traf ihn das schwer. Bereits ein Jahr später, am 31. Januar 1886, starb er selbst. Die Schulen, die Einwohner Cochabambas und viele ehemalige Schüler waren bei seiner Beerdigung. Auf seinem Grabstein steht: „Nur um wenige Tote wird so getrauert wie um diesen Mann.“

Schicksalhafte Begegnung im Archiv

Über Generationen hinweg bis ins 21. Jahrhundert hinein trug ein Familienmitglied der von Boecks in Südamerika den Vornamen Eugen. Mit der schicksalhaften Begegnung, zu der es erst vor wenigen Jahren im Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart kam, hätten der Südamerika-Auswanderer von 1852 aber wohl dennoch nicht gerechnet.

Während eines seiner Recherche-Besuche in dem Stuttgarter Archiv wollte Wolfhart-Dietrich Schmidt in einem Band der Faber-Stiftung etwas nachschlagen. Doch dieser wurde gerade benutzt – von einer Dame im Lesesaal. Schmidt fragte sie, ob er sich das Buch von ihrem Tisch kurz ausleihen könne. „Ich merkte, dass sie eine Ausländerin ist“, erzählt Schmidt. Die Archivbesucherin kannte sich nicht gut aus, deshalb half Schmidt ihr bei der Recherche. Und stellte fest: Sie suchten nach den gleichen Personen, Eugen von Boeck und Adelheid Kapff.

„Und dann ging die Sonne auf“, lacht Schmidt bei der Erinnerung an den Moment. Dr. Ivette Revollo stammt aus Cochabamba in Bolivien. Sie ist die Urururenkelin des Ehepaars von Boeck/Kapff und stammt in direkter Linie von deren Tochter Emma ab.



Wolfhart-Dietrich Schmidt

Damit ist sie gar eine entfernte Verwandte von Schmidt. Kein Wunder, dass die Besucher gleich Fotos von Schmidt machen wollte und beide ihre Adressen austauschten.

Seit diesem ungewöhnlichen

Zusammentreffen sehen sich Revollo und Schmidt häufiger – aus beruflichen Gründen zog die Molekularpathologin nach Deutschland. Schmidt erzählt von einem Besuch: „Ihre Mutter Oriette Soria Revollo fing bei einem Besuch bei uns beim Mittagessen plötzlich an zu lachen und sagte: ‚Es schmeckt wie bei meiner Großmutter‘. Meine Frau hatte für die Gäste als typisches schwäbisches Essen Linsen und Spätzle gekocht.“

Martina Kütterer

LEBENSWEGE

Aaron Daniel Tilton und das babylonische Sprachgewirr

Добрый день, Grüß Gott, Buon giorno, Buenas Dias und Goodbye

Aaron Daniel Tilton wollte nur noch weg. Raus aus den USA, wo er geboren wurde, wo er seine Kindheit verbracht hat. Der Bundesstaat Iowa besitzt die Hälfte der Fläche Deutschlands, aber nur drei Millionen Einwohner. Zu klein für genug Selbstbestimmung im Leben. Ein Fremder im eigenen Land. Zwar mag er es, sich fremd zu fühlen, aber lieber ein Fremder im Ausland, als ein Fremder im eigenen Land.

In seiner Jugendzeit idealisierte er Europa, wollte dringend dorthin. Lange genug kam Aaron mit so einigen Facetten der USA nicht zurecht, lange genug hatte er sein Leben nicht selbstbestimmt geführt und beschloss, den USA den Rücken zu kehren. Nachdem er seinen Wissensdurst mit einem Studium der Germanistik, Anglistik, Theaterwissenschaft und nebenbei noch etwas Slawistik in den USA zu stillen versuchte, zog es ihn nach Europa.



Ein skeptischer Blick, aber Aaron Tilton fühlt sich wohl in der Fremde. Foto: privat

Die „Wanderjahre“ zwischen 20 und 22 verbrachte Aaron Tilton in Österreich, Klagenfurt, und Russland, St. Petersburg, verbracht, bevor er sich fürs erste in Deutschland niederließ. Deutschland, weil es Verknüpfungen gab. Als Aaron 17 Jahre alt war hatten seine Eltern einen deutschen Austauschschüler bei sich aufgenommen, aus Dessau, sie wurden Freunde. Zwei bis drei Sommer hatte er danach in Dessau verbracht. Auf dem College hatte er Deutsch gelernt. Sprachliche Barrieren gibt es

somit kaum, Russisch lernt er auch, der Liebe wegen. Die Liebe wohnt in St. Petersburg. Beide sprechen Englisch, Deutsch und Russisch. Doch wie ihre gemeinsame Zukunft aussieht, ist noch ungewiss.

Er fühlt sich hier wohl, hat Gleichgesinnte und möchte auch vorerst nicht zurück, auch wenn Europa mittlerweile nicht mehr sein Ideal ist. Er sieht alles kritischer, schließlich lebt er jetzt seit zwei oder drei Jahren in Tübingen und hat nun eine ganz andere Sichtweise. Tübingen selbst gefällt ihm gut, etwas klein ist es aber schon. Er hat ein Stipendium bekommen und seinen Master in Medienwissenschaft will er bald erfolgreich hier abschließen. Wohin aber zieht es ihn nach dem Studium? Noch kann er nicht, will er nicht zurück in die USA. In den Osten, nach Russland, kann er aber auch nicht. Er weiß es noch nicht, man wird sehen. Um die Sache aber klarzustellen, Aaron fühlt sich als Amerikaner.

Doch was heißt für ihn, als Amerikaner, Integration? Fühlt er sich integriert? Und welchen Einfluss hat Amerika als Migrationsland auf seine persönliche Wanderung? Integration bedeutet Selbstständigkeit, das ist Aarons Definition. Er kommt mit Einheimischen und Ausländern gleichermaßen zurecht, ist aber kritisch gegenüber Nicht-Integrierten. Er freut sich, wird er als Deutscher erkannt und das passiert ihm immer öfter. Seine gute Ausbildung hat ihm dabei geholfen, dessen ist er sich bewusst.

Natürlich kennt er seine eigene Migrationsgeschichte, Ahnenforschung ist ein Trend in den USA. Es gibt auch viel zu forschen, denn die USA ist ein Einwanderungsland. Integration war ein entscheidender Prozess in dieser Entwicklung, auch wenn sich zunächst heterogene Gruppen gebildet haben. Italiener, Iren, Deutsche, Latinos, Asiaten sind zum Teil heute noch existente Gruppierungen.

Aaron hat italienische, französische, englische und deutsche Wurzeln und die jüngere Generation seiner Familie hat auch mexikanische und afro-amerikanische Einflüsse. Zu seinen deutschen Vorfahren gehört die Familie der Bannwarths. Die Urgroßeltern väterlicherseits kamen aus dem Süden Deutschlands mit dem Schiff nach Amerika. Auch in dem Lebenswege-

Portrait über Eugen von Boeck, das diesem hier vorausgeht, haben die Bannwarths schon eine Rolle gespielt.

Aarons Urgroßeltern mütterlicherseits waren Italiener aus Turin. Viele Kulturen und Sprachen haben seine Familie und ihn geprägt. Man könnte vermuten, dass er die Reiselust, das Interesse an neuen Kulturen und den Entdeckungsdrang von seinen Urgroßeltern geerbt hat. Die Reisewege wurden vereinfacht und Vernetzungen zwischen Kulturen geschaffen, wissbegierigen und sprachtalentierten Menschen wie Aaron fällt es dadurch leicht, sich schnell in einer neuen Welt zurechtzufinden. Ob Aaron seinen Platz auf der Welt findet? Da mache ich mir keine Sorgen.

Dominika Pawliczek

LEBENSWEGE

Auf den Spuren der Auswanderer des 19. Jahrhunderts nach Nordamerika

Charles Bannwarth, ein Schmied aus Schwaben in New Jersey

„Als der schon sechzehnjährige Karl Roßmann...in dem schon langsam gewordenen Schiff in den Hafen von New York einfuhr, erblickte er die schon längst beobachtete Statue der Freiheitsgöttin wie in einem plötzlich stärker gewordenen Sonnenlicht. Ihr Arm mit dem Schwert ragte wie neuerdings empor und um ihre Gestalt wehten die freien Lüfte“.

Franz Kafka, „Amerika“

Sie kommen mit gemischten Gefühlen an. Angst. Zuversicht. Vor allem aber Hoffnung. Hoffnung für alle getretenen, unterdrückten, geknechteten, versklavten, ausgebeuteten, ausgehungerten, von Epidemien heimgesuchten und von Hungersnot betroffenen Menschen. Ganze Familien, halbe Dörfer aus ganz Europa. Mehrere Millionen gingen in Antwerpen, Hamburg, Bremen, Le Havre, Neapel, oder Liverpool an Bord. Freies und fruchtbares Land und eine Gesellschaft ohne Unrecht und ohne Vorurteile und festgefahrene Strukturen. Das Schicksal selbst in die Hand nehmen, vom Verdammten der alten Welt zum Pionier einer neuen Welt werden.

Die unterschiedlichsten Motive verleiteten die Menschen zum Auswandern. Die wachsende Unzufriedenheit mit der sozialen und ökonomischen Situation des 19. Jahrhunderts förderte die Abwanderung. Ein stetiger Bevölkerungszuwachs und zahlreiche Missernten prägten Deutschland zu dieser Zeit, besonders in den dicht besiedelten, agrarischen Gebieten. So waren es weniger Reiselust und Herzenswunsch, die viele Menschen auswandern ließen. Die pure Not war ihr Antrieb.



Einwanderer aus Europa hatten auf der langen Reise oft nur wenige Habseligkeiten dabei. Quelle: ellisisland.org

War der Entschluss einmal gefasst, galt es immer noch eine Reihe von Problemen zu lösen, bevor man Abschied von Freunden und Verwandten nehmen konnte. Behörden mussten informiert, der Hausrat veräußert und der Hafen für die Überfahrt bestimmt werden. Die Anreise war oft

beschwerlich, erst nach 1865 war das Eisenbahnnetz in Mitteleuropa so lückenlos ausgebaut, dass die Reise zum Hafen im günstigsten Falle ein paar Tage dauerte. Vor dieser Zeit waren Pferdefuhrwerke nötig oder die Reisenden gingen zu Fuss.

Viel konnten sie auf ihre Reise nicht mitnehmen. Schon vor der Abreise mussten sie meist Hausrat und anderes Hab und Gut für Proviant und Schiffspassagen eintauschen.

In mehreren Auswanderungswellen verließen die Auswanderer der vergangenen Jahrhunderte Europa. In den 1860er Jahren und später bis zum Ersten Weltkrieg gab es noch einmal eine große Anzahl an Flüchtlingen. In einem Gespräch erzählte mir Aaron Daniel Tilton, den wir im vorausgegangenen Portrait in dieser Seminarzeitung vorstellten, von seinen Urgroßeltern. Aaron hat viele Verwandte aus Europa, die zu jener Zeit nach Amerika ausgewandert sind.

Am besten dokumentiert ist das Schicksal seiner Urgroßeltern aus Deutschland. 1867 entschloss sich Charles „Karl“ Bannwarth, sein Schicksal in die Hand zu nehmen und nach Amerika auszuwandern. 26 Jahre war er alt. Schmied. Nordschwaben war seine Heimatregion, New York sein Ziel. Auch in Nordschwaben litten die Menschen unter den Folgen der Überbevölkerung und der Hungersnot. Charles Bannwarth ging. Zwölf Tage später erreichte er sein Ziel. Es muss ihm ähnlich ergangen sein wie Karl Roßman in Kafkas „Amerika“.

1872 kam die 20-jährige Wilhelmine Himmelreich in der Neuen Welt an. Eine fremde Welt, eine fremde Sprache und diese Mischung aus Hoffnung und Enttäuschung, die in der Luft lag. Charles und Wilhelmine lernten sich erst in Amerika kennen. In Hanover, New Jersey. Sie haben geheiratet und zogen nach Elizabeth, New Jersey.

Charles war als Schmied sehr geschickt, er gründete ein eigenes Unternehmen. Drei Kinder hat Wilhelmine auf die Welt gebracht, Caroline, Charles W. und Minnie. Die sprachlichen Barrieren machten den Einwanderern am Anfang das Einleben schwer. Zu dieser Zeit haben sich homogene Gruppen verschiedener Kulturkreise gebildet und innerhalb dieser Gemeinden, die Traditionen und Bräuche sowie auch die Sprache aufrechterhalten. Wilhelmine hat erst durch ihre Kinder die

neue Sprache erworben und sich Stück für Stück in die neue Gesellschaft eingegliedert.

Das Unternehmen lief gut, ihr Engagement innerhalb der Kirchengemeinde war groß und sie wurden zu einer angesehenen Familie in Elizabeth. 1920 starb Charles Bannwarth. Das Todesjahr der anderen Familienmitglieder ist nicht bekannt. In einer Biographie über Charles Bannwarth, die in seiner neuen Heimat, dem Jo Daviess County im US-Bundesstaat Illinois erschienen ist, heisst es: „Er kam in dieses Land und hatte nur mit seinem Fleiß und seiner Ausdauer mit dabei. Er hat Können bewiesen, sich ein gemütliches Heim geschaffen und ein schönes Polster auf der Bank.“

„He came to this country without other resources than his own industry and perseverance, and has succeeded in accumulating a competence, including a comfortable home and a snug bank account.“

Charles und Wilhelmine haben zusammen mit vielen Millionen Menschen den Grundstein für eine multikulturelle Gesellschaft in Amerika gelegt. Dazu haben sie ihr Schicksal in die Hand genommen.

Dominika Pawliczek

LEBENSWEGE

Die Heinens, oder: Der Arbeit wegen nach Colorado Springs

Grand Junction West – Auf dem Weg nach Westen

Familie Heinen besteht aus Vater Martin, Mutter Kerstin, Tochter Lea und Sohn Florian. Die Heinens haben sich aufgemacht in die alte, neue Welt: mitten rein in den mittleren Westen der Vereinigten Staaten von Amerika. In Colorado Springs nahe Denver gelandet, sieht es aus, als kämen sie vielleicht nicht zurück.

Nachdem ein vielversprechendes Jobangebot die Mitglieder der Familie im Jahre 2008 über den Ozean zog, ist es heute unklar, ob es ein Zurück gibt.

Man muss wissen: Colorado Springs ist zutiefst konservatives Amerika, hier darf ausschließlich der „Wissenschaftslehrer“ (Science Teacher) über die „Theorie der Evolutionslehre“ sprechen, ansonsten wird Kreationismus und Enthaltensamkeit gelehrt. Mit der Air Force Academy von „Colo“, wie man hier liebevoll die Heimatstadt nennt, nebenan, ist Krieg ein Top-Thema für Jung und Alt. Die Restaurants schmücken sich mit soldatenunterstützenden Stickern und Schwarze sieht man selten.

Hier ist eine deutsche Familie gelandet, deren Verwunderung noch anhält, über die Abfolge der Kennenlernfragen: „Wie geht's Ihnen heute?“, „Woher kommen Sie?“, „In welche Kirche gehen Sie?“. Soziales Miteinander und Prestige gehen hier immer mit Religion einher und ebenso ungewohnt wie dies für unsere deutsche Familie, ist für die Amerikaner die deutsche Art, das, was man meint, genauso zu sagen. Also auch das Negative - ohne Schleifen drumherum. Soviel zum kulturellen Anecken.

Lea, die zehnjährige kleinste Migrantin der Familie liebt die amerikanische Schule: Hier



wird man nicht angeschrien oder ausgeschimpft, sondern jederzeit unterstützt und gelobt. Die Schule ist riesengroß und bunt, gemütlich und freundlich.

Ihre Eltern sind indes beeindruckt von der Fähigkeit der Amerikaner, sich immer wieder neu zu erfinden. Wird ein amerikanischer Arbeiter versetzt, ist der Abschiedsschmerz beim Umzug recht gering: Man wandert, man reist - das Land ist weit! Wirklich unglaublich weit. Europäische Augen und Denkstrukturen müssen sich umgewöhnen und können sich dann auf ungekannte Weise entspannen: den Geist in die Weite fließen lassen.

Die Heinens hoffen darauf, an die Westküste umziehen zu können. In der Nähe von San Francisco - der wie man sagt europäischsten Stadt der USA - kann man sich ein wenig mehr zu Hause fühlen, ohne doch daheim zu sein. Oder ist daheim schon längst nachgezogen?

Jacqueline Bellon

Info

Kreationismus ist die Lehre von der Erschaffung der Welt durch Gott in sieben Tagen, dem biblischen Schöpfungsbericht folgend. K. schließt die Evolutionstheorie aus.



Familie Heinen: Vater Martin, Mutter Kerstin, Tochter Lea und Sohn Florian. Foto: privat

AUSSTELLUNGSPROJEKT

Container auf dem Marktplatz als Sammelort für Geschichten

Reutlingen - eine Stadt bekennt sich zu ihrer Migrationsgeschichte

Im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 2009 entschlossen sich Verantwortliche bei der Stadt Reutlingen, die Migrationsgeschichte der Bürger der Stadt aufzuarbeiten – mit einem großen Container mitten in der Stadt. Hier sammelten Ausstellungsleiterin Claudia Eisenrieder und ihre Mitarbeiter 2009 Erinnerungsgegenstände von Bürger mit Migrationshintergrund. Mit Fotos, Pässen und Porzellanfiguren in der Hand erzählten Flüchtlinge, ehemalige Gastarbeiter oder Spätaussiedler ihre bewegenden Wandergeschichten in die neue Heimat Reutlingen.

Im April 2010 werden die Gegenstände und Geschichten der Sammelaktion in einer Ausstellung im Heimatmuseum Reutlingen gezeigt. In einem Interview erzählte Claudia Eisenrieder von der geplanten Präsentation der Gegenstände, anfänglichen Schwierigkeiten des Projektes und den schönen Momenten im Container.

Der große Container an der Nikolaikirche erntete anfänglich verwunderte Blicke. Ein großer Klotz stand da, in den Gegenstände von Personen hinein getragen wurden, manchmal in der Umhängetasche, ab und zu in einem Koffer. Mitten in der Stadt.

Im öffentlichen Raum zu sammeln, war auch für die gelehrte Kulturwissenschaftlerin und Ethnologin Claudia Eisenrieder Neuland. Die Herausforderung: Es gab kein Vergleichsprojekt. „Es ist nicht das, was die Ethnologen und Kulturwissenschaftler gewöhnlich tun“, sagt Eisenrieder. Auch für die Öffentlichkeit war es ungewöhnlich – trotzdem wurde das Projekt begrüßt. Denn 37 Prozent der Reutlinger sind Personen mit Migrationshintergrund, bei den Kleinkindern sind es über 50 Prozent. „Das ist üblich in



Symbol für eine ganz persönliche Lebenswanderung. Foto: Melzner / Kütterer

baden-württembergischen Großstädten. Das ist auch in Stuttgart der Durchschnitt“, erklärt Eisenrieder. Der Handlungsbedarf ist groß.

Da kamen die Heimattage 2009 gelegen. Heimattage Baden-Württemberg – das sind auch die Heimattage der Migranten. Darin waren sich die Stadt und die Organisatoren, Dr. Werner Ströbele vom Kulturstadtrat, Dr. Martina Schröder vom Heimatmuseum, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt vom Stadtarchiv und Sultan Braun vom Referat für Migrationsfragen, einig. Eine Sammelaktion, eine Ausstellung und eine Publikation waren geplant. In ihrem Vorhaben wurden sie von Prof. Dr. Bernhard Tschofen vom Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen wissenschaftlich begleitet.

So viel zur Theorie. Jetzt musste Claudia Eisenrieder nur noch die Leute dazu bringen, den Container zu besuchen. Dafür stellte sie das Projekt in ausländischen Vereinen vor. Die Reaktion war unterschiedlich. Erst jetzt interessierte sich die Stadt für die Geschichte der Migranten? Doch besser zu spät als nie. So trugen über 100 Menschen zwischen März und Mai 2009 Erinnerungsgegenstände zum Geschichtsbüro – nicht nur ehemalige Gastarbeiter, sondern auch Flüchtlinge, Heirats- und Bildungsmigranten. „Es ist eine Fehlannahme zu denken, es gibt bloß Gastarbeiter, Aussiedler und Asylbewerber. Es gibt einfach noch so viel, viel mehr“, so Eisenrieder.

Aus den vielen Geschichten entstand ein spannendes, neues Kapitel Stadtgeschichte. „Die einzelnen Migrationsgeschichten machen einen wertvollen Teil dieser Stadtgeschichte aus“, sagt Eisenrieder. Doch nicht nur ein neues Kapitel wurde eröffnet. Dieses Projekt entfernt sich vom Denken in Mehrheit und Minderheit. „Es ist eine gemeinsame Stadtgeschichte“, betont sie. „Eine Stadt bekennt sich ganz eindeutig zu ihrer Migrationsgeschichte.“

Als der Container mitten in der Stadt errichtet wurde, war er mehr als nur ein Sammelort schöner Geschichten. Er setzte ein Zeichen. „Wir provozierten damit ja auch ein Stück weit die Öffentlichkeit“, so Eisenrieder. „Damit sagen wir: Zuwanderer gehören zu dieser Stadt, Zuwanderer haben ihre Heimat hier gefunden.“

110 Menschen machten sich auf den Weg, Gegenstände zu ihrer persönlichen Lebensgeschichte im Container abzugeben. Die Geschichten, die sie dazu erzählten, sind sehr aufschlussreich und bewegend.

Neben gewöhnlichen Gegenständen gab es auch „Einzelschätze“. „Wenige hatten einen Trolley, einen Koffer auf Rollen, dabei und haben da wirklich ausgepackt“, so Claudia Eisenrieder. Die 110 Containerbesucher seien meist mit Taschen gekommen. Peu à peu hätten sie ihre Sachen ausgepackt. Darunter meistens: Fotos und Dokumente, „schön in der Handtasche verstaubar.“



*Freute sich über Zulauf im Geschichts-Container:
Claudia Eisenrieder. Foto: Melzner / Kütterer*

Eisenrieder berichtet weiter von Gegenständen mit viel Symbolgehalt, die die Reutlinger Bewohner in den Container mitgebracht haben. Die Befürchtung, dass „unzählige Teekannen und Samowars“ kämen, bewahrheitete sich nicht. Stattdessen erzählten viele Leute von Gegenständen, die ihnen in dunklen Zeiten Licht gespendet haben.

Ein Porzellanfigürchen, ein historischer Stich, eine Lampe mit Materialien von Cap Verde, eine selbst gebastelte Lampe – ein jeder dieser Gegenstände erzählt eine ganz besondere, einzigartige Geschichte, die ein Teil von Reutlingens Stadtgeschichte ist.

110 Gegenstände mit ihrer jeweiligen Geschichte und eine Ausstellung. Da stellte sich uns die Frage: Kann man all' diese Geschichten und besonders die Gegenstände in einer Ausstellung unterbringen? Ausstellungsleiterin Claudia Eisenrieder möchte nicht zu viel verraten. „Sie müssen natürlich in die Ausstellung kommen“, sagt sie lächelnd. Dabei ist der Kulturwissenschaftlerin und Ethnologin bewusst: Die Ausstellung ist nur ein erster Schritt. „Da haben alle Städte zu lernen, da hat auch Reutlingen noch viel zu lernen.“

Bettina Melzner und Martina Kütterer

INTERVIEW

Auszüge aus dem Interview mit Claudia Eisenrieder, Reutlingen

Eine Lampe aus dem Material der Heimat

(**CE**= Claudia Eisenrieder; **MK**= Martina Kütterer; **BM**= Bettina Melzner)

BM: *Sie haben von Fotos und Dokumenten gesprochen. Aber gab es auch andere Sachen, die Sie überrascht haben?*

CE: Mich hat immer sehr überrascht, wenn Leute sehr persönliche Gegenstände gezeigt haben. Gegenstände, an denen eine ganz private Geschichte dran hing. Zum Beispiel hat eine griechische Frau ein Porzellanfigürchen mitgebracht. Sie kam als Arbeitsmigrantin hierher und hat von dieser Figur ausgehend die Geschichte des Zerwürfnisses mit ihrem Sohn erzählt: ein Zerwürfnis aufgrund von traditionellen Vorstellungen, eine damit einhergehende psychische Erkrankung ihrerseits und letztendlich dann auch eine Geschichte von Versöhnung und Heilung. Der Gegenstand wurde schon fast zu einem sakralen Gegenstand. Das waren für mich sehr berührende Geschichten.

Jemand, der zum Beispiel eine recht wichtige Rolle im Projekt eingenommen hat, brachte ein Bild mit. Das zeigt einen historischen Stich von einer Brücke in seiner Heimatstadt. Das Bild hat ihm ein Freund geschenkt. Und das steht für seine heutige Position als Brückenfigur zwischen Ost und West, zwischen Community und Mehrheitsgesellschaft, wenn man so will.

Oder eine andere Frau hat eine Lampe mitgebracht. Sie kam als Studentin damals von Cap Verde nach Deutschland und hat überlegt: Ich brauch' einen Gegenstand, der mir hilft. Zu einer Zeit, in der man nicht

ständig hin- und herchatten konnte, damit sie diese Zeit hier überhaupt übersteht. Sie hat sich dann eine Lampe gekauft, die mit den Materialien des Herkunftslandes hergestellt ist.

Sie sagte mir: ‚Diese Lampe leuchtet mir heute noch in dunklen Stunden. Sie hat immer noch nicht die Bedeutung verloren.‘

Ausstellung in Reutlingen

Auspacken: Dinge und Geschichten von Zuwanderern

25. April bis 22. August 2010

Heimatismuseum Reutlingen,
Oberamteistraße 22, Reutlingen

Öffnungszeiten: Dienstag bis
Samstag 11-17 Uhr, Donnerstag
11-19 Uhr, Sonn- und Feiertag
11-18 Uhr, Montag geschlossen

Das waren für mich herausragende Objekte.

MK: *War es schwierig, an diese Gegenstände ran zu kommen? Gerade wenn es persönliche Sachen waren?*

CE: Das haben die Leute wirklich freiwillig mitgebracht. Bei manchen Dingen hab' ich das Gefühl gehabt, dass das, was die Leute erzählen und was sie mitbringen, irgendwie nicht mit der Biographie zusammenpasst.

Und dann hab' ich gesagt: Mir fällt jetzt in der Biographie dieses und jenes auf. Gibt es dazu vielleicht irgendeinen Gegenstand? Ein besonderer Fall: Der Mann war früher Lehrer in Rumänien und arbeitet jetzt bei Bosch als Techniker. Im Gespräch kam heraus, dass er in Rumänien eigentlich schon immer gebastelt und getüftelt hat. Er hat irgendwann einen Roboter gebaut. Mit den Importwaren aus Westdeutschland, weil die Oma schon hier war. Sie hat ihm immer Zeug rüber geschickt.

Der Kopf des Roboters war aus einer Milupa-Flasche. Dazu haben sie alles Mögliche zusammen gestückelt. Er hat auf dem Dachboden gesucht, den Roboter gab es nicht mehr. Aber es gab eine Lampe, die der Schwiegervater gebaut hat. Über diese Lampe lässt sich die ganze Geschichte dieses Menschen erzählen. Er ist mit einer Rumänin verheiratet ist, was bei deutschen Minderheiten nicht häufig vor kam. Mit seinem Schwiegervater hat er immer getüftelt, was ihm den beruflichen Einstieg in Deutschland ermöglicht hat.

Dazu kommt die private Dimension: Dadurch, dass es die Lampe des Schwiegervaters ist, stellten sich ihm die Fragen: Wie wurde ich in dieser Familie aufgenommen? Welche Vorurteile gab es von der deutschen Herkunftsseite her? Anhand dieser ethnisch gemischten Ehe kann man diese ganze Geschichte von Mehrheit und Minderheit in Rumänien erzählen.

Gleichzeitig kann man nach Ausreisemotiven gehen: Warum haben sie dieses Land verlassen? Sie haben versucht, irgendwie aus dem, was man hatte, das Beste zu machen. Deshalb diese Recyclingwirtschaft und gleichzeitig gibt es transnationale Beziehungen, Verwandtschaftsbeziehungen: Die Oma ist schon hier und schickt Päckchen rüber.

Ds sind Objekte, die super passen und ganz viele Seiten entfalten können. Die entstehen aber in dem Fall zum Beispiel über Nachfragen und sind Einzelschätze.

LITERATUR AUSWAHL

Migration – Hintergrund und Nachschlagewerke

Bade, Klaus J.: Europa in Bewegung.
Migration vom späten 18. Jahrhundert bis
zur Gegenwart. München, C.H. Beck Verlag
2002.

Klaus J. Bade, Leo Lucassen, Pieter C.
Emmer und Jochen Oltmer (Hg.),
Enzyklopädie Migration in Europa vom 17.
Jahrhundert bis zur Gegenwart.
Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn, 2.
Aufl. Okt. 2008

Stumpp, Karl: Die Auswanderung aus
Deutschland nach Rußland in den Jahren
1763 bis 1862. 1978

von Droste, Liane: Lebenswege von
Auswanderern. Aus dem Steinalachtal in die
Welt – Portraits aus zwei Jahrhunderten.
Tübingen, Attempto Verlag, 2008.
ISBN 978-3-89308-403-6

EMPFEHLENSWERTE LINKS

Historische Migration

www.ancestry.de
www.ancestry.com
www.familysearch.org
www.ellisland.org
www.ahnenforschung.net
www.genealogy.net
www.russlanddeutschesgeschichte.de

Auswanderung Baden-Württemberg

Datenbank Staatsarchiv Stuttgart
www.auswanderer-bw.de

Migration allgemein

„Dossier Migration“ Bundeszentrale für
politische Bildung
<http://www.bpb.de/themen/8T2L6Z,0,0,Migration.html>

Netzwerk Migration in Europa
www.network-migration.org
www.migration-info.de

Internationale Organisation für Migration
www.iom.int

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge
www.bamf.de

Deutsches Auswandererhaus Bremerhaven
www.dah-bremerhaven.de

Auswanderermuseum Ballinstadt Hamburg
www.ballinstadt.de

IMPRESSUM

Veranstalter

Dr. Thomas von Schell
Career Service der Eberhard-Karls
Universität Tübingen
Rümelinstraße 27
72070 Tübingen
Telefon 07071-2977138
Fax 07071-295182
E-Mail career-service@uni-tuebingen.de
www.career-service.uni-tuebingen.de

Fakultät für Philosophie und Geschichte
Historisches Seminar
Eberhard-Karls-Universität Tübingen
Sigwartstraße 17
72076 Tübingen
Telefon 07071-29 72568
Fax 07071-252897
www.geschichte.uni-tuebingen.de

Seminarkonzeption und Leitung

Liane von Droste
Liane von Droste Medienservice
Kobisstraße 20
16548 Glienicke
Telefon 033056-437929
Fax 033056-437929
Mail lvdroste@t-online.de
www.lvd-medienservice.de
www.edition-steinlach.de

Seminarzeitung Redaktion / Layout

Liane von Droste

Fotos (soweit nicht anders angegeben)

Liane von Droste
Stephanie Lempert

Eberhard-Karls-Universität Tübingen, WS 2009/10



WS 2009/10

